

Niederdeutsches Wort

BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOLOGIE

begründet von
WILLIAM FOERSTE †

herausgegeben von
JAN GOOSSENS

Band 16
1976



ASCHENDORFF · MÜNSTER

Das NIEDERDEUTSCHE WORT wird veröffentlicht von der Kommission für Mundart- und Namenforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe unter Mitarbeit der Niederdeutschen Abteilung des Germanistischen Instituts der Universität Münster.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Band.

Herausgeber: Prof. Dr. JAN GOOSSENS
Redaktionelle Arbeiten: Dr. IRMGARD SIMON

Magdalenenstr. 5, 4400 Münster

Copyright © 1977 by Kommission für Mundart- und Namenforschung
Westfalens, Magdalenenstraße 5, 4400 Münster

Alle Rechte vorbehalten

Ohne schriftliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Werk unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgendeiner Weise zu verarbeiten und zu verbreiten. Insbesondere vorbehalten sind die Rechte der Vervielfältigung — auch von Teilen des Werkes — auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrags, der Funk- und Fernsehendung, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, der Übersetzung und der literarischen oder anderweitigen Bearbeitung.

Printed in Germany

Aschendorffsche Buchdruckerei, Münster Westfalen, 1977

Inhalt des 16. Bandes (1976)

Paul TEEPE	<i>Felix Wortmann zum Gedenken</i> 1905 - 1976	1
------------	---	---

A U F S Ä T Z E

Johannes RATHOFER	Realien zur altsächsischen Literatur	4
-------------------	---	---

Jim SMITH	Mittel- und Niederfränkisches in den Wachtendonckschen Psalmen (mit Anhang)	63
-----------	---	----

Reinhard PILKMANN	Das Marienfelder Glossar Eine kommentierte Neuauflage	75
-------------------	--	----

Herman LELOUX	Eine mittelniederdeutsche Gebet- buchhandschrift aus nordameri- kanischem Besitz	108
---------------	--	-----

Hartmut BECKERS	Desse boke de horn den greve van der hoien vnde sint altomale dudesk Ein Versuch zur literarhistori- schen Identifizierung des Hand- schriftenbestandes einer nieder- sächsischen Adelsbibliothek des späten 15. Jahrhunderts	126
-----------------	--	-----

Bernd Ulrich HUCKER	Der neuentdeckte älteste Eulen- spiegeldruck Straßburg 1510/11 Ein Beitrag zur Datierung und textlichen Bedeutung (mit 2 Abb.)	144
------------------------	--	-----

Marcel HOEBEKE	Zur Anwendung der generativen Phonologie in der Beschreibung von Dialekten	164
----------------	--	-----

Walter KAESTNER	Mecklenburgisch <i>SNOP</i> 'Flachs- bündel'	183
-----------------	---	-----

L I T E R A T U R C H R O N I K

Jan GOOSSENS	Niederdeutsche Mundartforschung 1971 - 1975	187
--------------	--	-----

Johannes Rathofer, Köln

REALIEN ZUR ALTSÄCHSISCHEN LITERATUR*

O. Vorbemerkungen

Unter der altsächsischen Literatur verstehen wir im folgenden grundsätzlich alle auf uns gekommenen Denkmäler aus der ältesten schriftlich bezeugten Epoche (ca. 800 - 1150) der auf sächs. Stammesgebiet gesprochenen Sprache¹. Wir dehnen damit den Begriff Literatur über den sonst üblichen Sprachgebrauch hinaus aus und subsumieren ihm - seinem ursprünglichen Wortsinn gemäß - sämtliche durch den 'Buchstaben' (*littera*), d.h. durch die 'Schrift' festgehaltenen und überlieferten Äußerungen von Vertretern einer bestimmten Sprachgemeinschaft.

Wir verzichten damit bewußt und prinzipiell auf die Aufstellung bestimmter ästhetischer oder formaler Kriterien, mit deren Hilfe gewöhnlich erst aus dem Gesamtbestand eines vorhandenen Schrifttums der zumeist relativ kleine Sektor einer sozusagen höheren Gattung 'Literatur' herausgehoben wird, dem sich dann das literarhistorische Interesse allein und ausschließlich zuzuwenden pflegt. Zur Rechtfertigung unseres Vorgehens, das sich bei der Definition seines Gegenstandes jeder wertenden Auswahl und jeder Abgrenzung der Sprachdenkmäler untereinander enthält, sei in der hier gebotenen Kürze auf folgendes hingewiesen:

* Dieser Beitrag war bestimmt für das Handbuch *Niederdeutsch. Sprache und Literatur. Eine Einführung*, Bd.2: *Literatur*. Da die Herausgabe dieses Bandes zum vorgesehenen Zeitpunkt nicht möglich ist, sind Verf. und Hg. übereingekommen, dieses wichtige Kapitel zur altsächsischen Literatur im NdW - in unveränderter Fassung mit einer Gesamtbibliographie am Schluß (S. 55-61) - schon vorweg zu veröffentlichen. (Der Herausgeber)

1 Vgl. Bd.1 des oben zitierten Handbuches: *Sprache*, hg. v. J. GOOSSENS, Neumünster 1973; S. 29 u. Karte 1.

O.1. Bereits im allgemeinen verbietet sich für den Literarhistoriker bei der Betrachtung der Anfänge und ersten Stufen einer werdenden Literatur ein selektives Verfahren nahezu von selbst. Dies gilt in verschärftem Maße dann, wenn diese Anfänge mit dem Verschriftungsprozeß einer Sprache zusammenfallen, da hier zunächst einmal die technischen Voraussetzungen bereitgestellt, angeeignet und erprobt werden müssen, die zur schriftlichen Fixierung von Sprache überhaupt unabdingbar notwendig sind. Die Ergebnisse solcher Bemühungen können unter formal-ästhetischen Aspekten in der Regel höchstens als tastende 'literarische' Versuche gewertet werden, die als solche eine vorwiegend sprachgeschichtliche Betrachtungsweise verlangen.

O.2. Die Dauer dieses Versuchsstadiums kann sich über eine ganze Epoche erstrecken, wenn die an ihm beteiligten Schriftkundigen ihre 'Bildung', ja selbst das eigene Schreiben- und Lesenkönnen, ausschließlich dem Medium der Schriftsprache einer fremden Hochkultur verdanken, die ihrerseits über eine reiche literarische Tradition verfügt. Unter diesen Bedingungen besteht zunächst und zumeist keine zwingende Notwendigkeit, die bislang 'unliterarische' Muttersprache literarisch frei verfügbar zu machen und sich auch schriftlich vorwiegend oder gar allein in ihr zu äußern.

O.3. Bleibt dabei die Fähigkeit des Schreibens und Lesens auf relativ wenige Vertreter der Sprachgemeinschaft beschränkt, deren einzelne Gruppen überdies nicht einmal untereinander in ständiger und gezielter Kommunikation über die Möglichkeiten der Verschriftung ihres gemeinsamen muttersprachlichen Idioms stehen, so ist auch kaum mit einer einheitlichen und gleichmäßig fortschreitenden Entwicklung der Volks- zur Schrift- und Literatursprache zu rechnen. Vielmehr erfordert jedes Denkmal eine gesonderte Betrachtung. Entwicklungslinien lassen sich günstigstenfalls innerhalb ein- und

desselben Schreibzentrums aufzeigen; entsprechend wichtig werden die möglichst eindeutige Lokalisierung der überlieferten Textzeugen und die dazu notwendigen kodikologischen und paläographischen Analysen. Gerade wegen ihrer relativen Isolation können sich nämlich die einzelnen Schreiborte untereinander durch gegebenenfalls sehr charakteristische Ungleichzeitigkeiten im Entwicklungsstandard unterscheiden.

0.4. Die hier skizzierte Situation ergab sich praktisch für alle deutschen Stämme bei und mit der Übernahme des Christentums, das ihnen so gut wie ausschließlich in lateinischem Gewande entgegentrat. Jahrhundertlang lernt nun allein der Lateinkenner die Kunst des Schreibens und Lesens, vermitteln nur die lateinischen Stifts- und Klosterschulen 'literarische' Bildung, deren Träger der gelehrte Mönch (und Kleriker) bleibt. Was unter diesen Bedingungen an Volkssprachlichem den Weg aufs Pergament findet, dient in der Regel entweder dem (wissenschaftlichen) Bemühen um ein besseres Verständnis des Lateinischen oder sucht den (praktischen) Erfordernissen der christlichen Verkündigung und Katechese gerecht zu werden, ist also in den Bereich der Zweck- und Gebrauchsliteratur einzuordnen. So entsteht im wesentlichen eine Übersetzungsliteratur, die stets der lat. Grundsprache - wenn auch in gelegentlich durchaus verschiedenen Graden der Abhängigkeit - verpflichtet ist, und nur selten kommt es zur freien schriftlichen Verfügung über die as. oder ahd. Zielsprache um ihrer selbst willen. Aufzeichnungen 'vorliterarischer', heimisch-heidnischer Poesie bleiben daher aufs Ganze gesehen ebenso Ausnahmefälle (z.B. Hildebrandslied, Zaubersprüche) wie um eigene Sprach- und Formgebung bemühte Versuche, das neue christliche Weltbild auf 'literarische' Weise dichterisch zu gestalten (z.B. Bibeldichtungen).

0.5. Angesichts dieser für beide deutsche Sprach-

landschaften konstitutiven Ausgangslage haben die maßgeblichen Handbücher bei der Darstellung der ahd. Literatur stets eine Reduktion ihres Gegenstandes auf das, "was man in späteren Epochen Literatur zu nennen gewohnt ist", mit guten Gründen abgelehnt, selbst wenn dieses Vorgehen bisweilen von der Kritik in Frage gestellt wurde. Nicht zuletzt spielte hierbei auch die verhältnismäßig geringe Zahl der auf uns gekommenen ahd. Texte eine wichtige Rolle. Gemessen am as. Bestand jedoch ist das ahd. Schrifttum insgesamt in ungleich reicherer Fülle überliefert, die im ganzen einen repräsentativen Querschnitt aus dem einstmaligen Vorhandenen bieten dürfte. Selbst wenn man die durch den wechselnden Gang einer rund tausendjährigen Geschichte eingetretenen Verluste an hd. Handschriften oder Handschrifteneinträgen sehr hoch ansetzt, lassen sie sich auch nicht annäherungsweise mit der beinahe totalen Vernichtung der Handschriftenbestände auf nd. Boden vergleichen. Es sei nur daran erinnert, daß die bischöflichen Skriptorien und Bibliotheken von Münster, Osnabrück, Paderborn, Minden, Verden und Bremen völlig verschollen sind und von den niedersächs. Klöstern der Zeit nur Werden und Korvey überhaupt Handschriften hinterlassen haben. Die wenigen as. Sprachdenkmäler, die dennoch die Stürme der Zeit überstanden, gewinnen so - jedes für sich - einen kaum zu überschätzenden Zeugniswert. Es wäre nicht gerechtfertigt, unter dem Zwang eines eng gefaßten Begriffes von Literatur bei der Behandlung der as. Epoche das Interesse allein auf ein oder zwei 'literarisch' relevante Denkmäler zu richten.

0.6. Nach diesen allgemeinen Hinweisen versteht es sich fast von selbst, daß wir - stärker als dies in anderen Abhandlungen der Fall ist - auf die handschriftliche Überlieferung eingehen und kodikologische wie paläographische Daten der Texte mitteilen. Wir hoffen, damit auch dem jungen Forscher Anregungen zu geben und

die Wege zu ebnen, sich vielleicht selbst einmal den Originaldokumenten der as. Literatur zuzuwenden.

1.0. *Heldendichtung*

So gewiß jede Art von 'Literatur' die Bedingung ihrer Möglichkeit allererst in der Verschriftung von Sprache hat, so wenig gehört die Bindung an den 'Buchstaben', an die Schrift also, zum Ursprung und zum Wesen von 'Dichtung' oder gar zum Ursprung von Sprache. Dichtung setzt in ihrem Entstehen nur die Sprachkunst, keineswegs zugleich auch die Schreibkunst voraus; der Dichter muß Wortkünstler, nicht notwendig auch 'Schriftsteller' sein. Das Dichtwerk kann allein dem Gedächtnis anvertraut, gegebenenfalls Jahrhunderte hindurch auf diese Weise bewahrt und durch Sänger oder Erzähler von Mund zu Mund weitergetragen werden. Diese 'vor-' und 'außerliterarische' Dichtung wird - so paradox es zunächst klingen mag - nicht nur in ihrer Existenzweise sondern auch in ihrer Substanz bedroht, sobald mit und in der Schrift ein neuer und bequemerer Modus der Überlieferung gefunden ist. In dem Maße nämlich, in dem innerhalb einer bislang schriftlosen Sprachgemeinschaft die Fähigkeit des Schreibens und Lesens zunimmt und sich schriftsprachliches Denken ausbreitet, nimmt gleichzeitig auch das Vermögen ab, eine nur im mündlichen Vortrag lebende Dichtung zu tradieren. Sie verliert damit kontinuierlich an Lebensmächtigkeit, gerät schon bei den Zeitgenossen des kulturellen Umbruchs in partielle Vergessenheit und fällt schließlich dem endgültigen Untergang anheim, wenn der letzte wort- und erinnerungsmächtige Überlieferungsträger verstummt, bevor das von ihm allein in Form der Memorierbarkeit Bewahrte durch einen Schriftkundigen aufgezeichnet wurde.

Die Wahrscheinlichkeit, daß es beizeiten zu einer solchen Aufzeichnung kommt, ist umso geringer, je weniger die Wertewelt der 'vorliterarischen' Dichtung derjenigen der neuen 'Bildungsträger' entspricht; sie

sinkt geradezu auf den Nullpunkt, wenn das Neue mit dem Anspruch auf ausschließliche Geltung seines Wertekanons auftritt, wie dies zumindest in der Anfangsphase der Begegnung des Christentums mit dem Germanentum der Fall war. Alle nur mündlich umlaufenden Dichtungen, denen die Übertragung in den 'Buchstaben' und die Aufzeichnung auf das Pergament verweigert wird, sind damit für die 'Literaturgeschichte' verloren.

Angesichts der hier skizzierten geistesgeschichtlichen Grundsituation an der Wiege der dt. Literatur und unter zusätzlicher Berücksichtigung der besonders ungünstigen Überlieferungsverhältnisse im gesamten and. Raum (vgl. O.5.) wird verständlich, daß Denkmäler heimisch-heidnischer Poesie in as. Sprache nur in äußerst spärlichem Maße auf uns gekommen sind. Das bedeutet nun keineswegs, daß die sächs. Stämme völlig außerhalb des Stromes der vorliterarischen Preis- und Heldenlieder gestanden hätten. Im Gegenteil: Die neuere Forschung hat deutlich machen können, daß aufs Ganze gesehen Sachsen einen sehr "lebendigen Anteil an der Pflege der Heldendichtung" gehabt und als "Ausgangspunkt der Sagenwanderung nach dem Norden" eine wichtige Vermittlerrolle gespielt haben muß (H. Hempel), was bei seiner geographischen Lage zwischen Süddeutschland, dem Rheinland, England, Skandinavien und den slavischen Ländern an sich schon vorauszusetzen und zu erwarten war. Allerdings bleibt uns die etwaige as. Stufe solcher Dichtung "völlig im Dunkeln" (G. Cordes), zumal das Zeugnis der *Quedlinburger Annalen* (um 1000), wonach einst unter den Bauern Niedersachsens Lieder über Dietrich von Bern umgelaufen seien, als jüngere Interpolation erwiesen werden konnte (R. Holtzmann, 1925). Durch den erschließbaren Entlehnungsvorgang greifbar ist lediglich eine - wohl schon endreimende und strophische - mnd. Liederschicht erst des 12./13. Jahrhunderts, die über die dänische Ballade auf den "Motivschatz..., Wort- und Formelbestand" eines Teils der

jüngeren Eddalieder eingewirkt haben muß. Als besonders charakteristisch für alle drei Gruppen gilt die Annäherung dieser Lieder an den "gemeineuropäischen Typus des novellistischen Spielmannsliedes" sowie eine "Hinneigung zum Typus der Elegie" (H. Hempel), was zugleich ihre genetische Zusammengehörigkeit dokumentiert. Wie groß ehemals der Reichtum des nd. Raumes an lebendiger Sagenüberlieferung war, zeigt die um 1250/60 in Bergen aufgezeichnete norweg. *Thidrekssaga*. Dieses umfangreiche Kompendium dt. Heldensagen, das sich ausdrücklich auf "die Aussagen deutscher Männer" aus Soest, Bremen und Münster (also nd. Kaufleute der Hanse) stützt, hat seine Grundkonzeption auf dt. Boden, "vielleicht zuerst in Niedersachsen" (H. Hempel) erfahren, wobei es teilweise auch zu bodenständiger Weiterformung der Überlieferung gekommen war, wie insbesondere die Geschichte vom *Burgundenuntergang* zeigt, den die norddeutschen Sänger in Soest lokalisierten, wo man nach dem Zeugnis der *Thidrekssaga* noch die Stätten zeigte, "wo Hagen fiel oder Iring erschlagen wurde, oder den Schlangenturm, wo König Gunther den Tod erlitt". So zahlreich auch die "alten Lieder in deutscher Zunge" gewesen sein mögen, "die kundige Männer über die großen Ereignisse gemacht haben, die in diesem Lande geschehen sind" (*Thidrekssaga*): keines von ihnen zwingt zur Annahme einer as. Vorstufe. Für die eigentlich as. Zeit fällt vielmehr jedes direkte und indirekte Zeugnis aus. Das gilt auch für das hinter der lat. 'Vita Lebuini antiqua' (Werden um 850) von einigen Gelehrten vermutete as. christliche Heldenlied von *Liafwins Thingfahrt* (H. Timerding, G. Eis), das jüngst F. Genzmer dem lat. Prosatext in hdt. Stabreimen nachschuf und in dem er eine verlorene "Jugendarbeit" (um 815) des Helianddichters gefunden zu haben glaubte.

2.0. Kleindichtung

2.1. Zauber- und Segensformeln

Was für die Gattung der Preis- und Heldenlieder gilt, trifft in fast gleichem Maße auch auf die niederen Dichtungsgattungen zu. Überliefert sind lediglich Reste der Zauberdichtung oder -segen, von denen die unter lat. Titel tradierten Sprüche *Contra vermes* ('Gegen Würmer') und *De hoc, quod spurihalz dicunt* ('Von der sog. Spurlahmheit') noch um 900 - entweder in Mainz oder in Köln - aufgezeichnet wurden. Zusammen mit fünf lat. Rezepten wurden sie von der gleichen Hand auf der letzten Seite einer jetzt Wiener Hs. (ÖNB, Cod. 751, Bl. 188v) eingetragen, die um 870 von Mainz nach Köln gelangte, sich noch im 16. Jh. in der Kölner Dombibliothek befunden haben soll und u.a. 77 Bll. mit Briefen des hl. Bonifatius enthält.

2.1.1. *Contra vermes*

Der einteilige *Wurmsegen* (a.a.O., Z. 22-26), von dem auch eine nur geringfügig abweichende, metrisch indes weniger gute (vielleicht aber ursprünglichere?) ahd. Fassung (*Pro nessia*; aufgezeichnet 2. Drittel X. Jh.) erhalten blieb, richtet sich, wie jetzt überzeugend nachgewiesen werden konnte, gegen eine Hufkrankheit, da as. *strala* (ahd. *tulli*) in der mittelalterlichen Fachsprache der Roßbücher einen bestimmten Teil der Hornsohle, nämlich den 'Strahl' (bzw. das 'Tülle') des Pferdefußes bezeichnet. Der Wurm und seine neunfache Brut, die das Lahmen bedingen, werden beschworen, vom Mark (des Hufbeins) in den Knochen, vom Knochen in das Fleisch (Strahlpolster), vom Fleisch in die (Leder-) Haut, von der Haut in den 'Strahl' (bzw. das 'Tülle') hinauszuwandern. Hier konnte der Wurm samt der Brut erfaßt und beseitigt werden, indem man die Hornsohle, die Verdickungen am Strahl, abtrug und 'auswarf'. Frühere Interpretationen, nach denen die

Krankheit als Lungenschwindsucht gedeutet und unter *strala* ein an die kranke Hautstelle gehaltener Pfeil verstanden wurde, in den die Würmer hineinkriechen sollten, um dann in den wilden Wald zu den Dämonen geschossen zu werden, von denen die Krankheit herrühre, waren ohne jeden textlichen Anhalt und können wohl nicht mehr aufrechterhalten werden. Dieser älteste deutsche Zauberspruch dürfte aus dem Repertoire der altindischen Pferdeheilkunst stammen und über Griechenland und Rom nach Germanien gelangt sein. Im Gegensatz zur Meinung der älteren Forschung muß die uns vorliegende Fassung relativ jung sein, da der im Text begegnende Wurmname (*nesso, nessiklin*) dem lat. *nescius, -a* 'unbekannte (Krankheit)' entlehnt ist (vgl. die Überschrift beim ahd. Pendant *Pro nessia*). Christlichen Einfluß zeigt lediglich die abschließende Formel: *drohtin, uerthe so!* (Übersetzung des sonst üblichen *Amen?*), die in der ahd. Fassung fehlt, welche statt dessen zum dreimaligen Beten des Vaterunsers nach der Beschwörung auffordert (*Ter Pater noster*).

2.1.2. *De hoc quod spuriha(l)z dicunt*

Ob der in der gleichen Handschrift erhaltene *Spurihalz-Segen* (a.a.O., Z. 17-22) wegen seiner zweiseitigen Form entwicklungsgeschichtlich einer jüngeren Stufe angehört, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Er weist eine für die Zweiseitigkeit typische 'epische Einleitung' (*exemplum*) auf, deren Vorbildhandlung den Zauber oder Segen erst wirkkräftig macht: Wie 'unser Herr' einstmals die beim Schwimmen zerbrochenen Flossen eines Fisches (!) heilte, so möge derselbe Herr nun die *spurihelti* des Pferdes heilen, Amen.

Mit Hilfe des diesem (trotz *spurihalz* statt *spurihalt* in der Überschrift) as. Pferdesegen auf der gleichen Seite (Z. 1-4) vorangehenden lat. Rezeptes, das in seinem Titel ebenfalls das deutsche Wort *spurihaiz* (!) verwendet, läßt sich die besprochene Krankheit näher

bestimmen. Es handelt sich um die Windrähle, also um ein rheumatisches Lahmen infolge einer Entzündung der Huflederhaut, die man auf kalten Wind zurückführte. Die Therapie bestand in einem Aderlaß am Auge (nach dem lat. Rezept: am Ohr), der nach dem allopathischen Grundsatz *contraria contrariis* erfolgte, wie aus der Rechts-Links-Weisung der lat. Aderlaßvorschrift hervorgeht (*Si in dextero pede contigerit, [si] in sinistro sanguis minuat. Si in sinistro pede, in dextero aure minuat sanguis.*) - Zum Wortlaut des as. Heilsegens, der mit einem Vaterunser eingeleitet wurde (*Primum Pater noster*), ist bisher keine Parallelüberlieferung bekannt geworden. Selbst in der Legende scheint das Motiv der wunderbaren Wiederherstellung der geknickten Flossen eines Fisches nicht vorzukommen. So hat der kleine Spruch den Reiz des Echten und Einzigartigen. Er wurde wohl beim Ausfließen des Blutes dem Pferd zur Beruhigung zugerannt (Assoziationsbrücke: das 'Fließen' des Fisches: *Visc flot aftar themo uuatare*). Die Rähetherapie durch Aderlaß dürfte auf den Einfluß der Mittelmeerulturen zurückzuführen sein, da sie bereits im 2. Jahrtausend v. Chr. in der ägyptischen Hippatrie bekannt war. Die Umformung des as. Spruchs zum christlichen Segen ist gelungen.

2.1.3. *Incantacio contra equorum egritudinem, quam nos dicimus spurihalz*

Auf die Heilung einer jener Räharten, die zum Hinken führten, zielt auch der zweite der beiden *Trierer Sprüche* aus dem 10. Jh. (Hs. Nr. 40 der Trierer Stadtbibl., am unteren Rande von Bl. 36v-37v). Dieser ebenfalls zweigliedrige Pferdesegen ähnelt in seiner Vorbilderzählung dem zweiten Merseburger Zauberspruch. Doch bestreiten das *exemplum* nicht mehr Phols (?) Pferd und Wodan, sondern das Roß des Hl. Stephanus und Christus (christl. Kontrafaktor?): Beide waren einst nach Salonia (Jerusalem?) geritten, wo Stephans

Pferd 'verfangen' wurde. Wie Christus das Pferd Stephans vom 'Verfangensein' heilte, so möge er auch das jetzt erkrankte Pferd von seinem 'Verfangensein oder dem Spurihalz' befreien. Aus der Formulierung *thaz antphangana atha thaz spurihalza* ist nicht auf zwei Krankheiten ("Verfangensein und dann Lahmen als zweite mögliche Krankheit") zu schließen, sondern auf eine einzige Krankheit, das Verfangensein, welches zur Lahmheit führt und am Hinken als dem deutlichsten Symptom zu erkennen ist. Auf keinen Fall darf *thaz antphangana* mit 'Luftschlucken' wiedergegeben werden, vielmehr handelt es sich auch hier um eine Rähart. - Die jetzige rfrk. Sprachform resultiert aus einer leichten Überarbeitung; zumindest für den ersten Teil ist die ursprüngliche as. Vorlage des Segens (9. Jh.) noch deutlich zu erkennen.

2.1.4. *Ad catarrum die*

Die gleiche Trierer Hs. (Bl. 19v) bewahrt einen Segen zur Stillung eines Blutsturzes (*ad catarrum* = Nasenbluten?) in zwei binnengereimten Langzeilen, der allein schon aus diesem formalen Grunde nicht sehr alt sein kann. Die im epischen Eingang erwähnte Verwundung Christi (= Speerwunde), die durch Blutstillstand wieder geheilt wurde und nun das *exemplum* für die Besegung des Patienten darstellt, ordnet die Formel den sog. Longinussegens zu. Der legendäre Name des Soldaten, der die Seite Christi mit einer Lanze durchbohrte, wird denn auch in einigen lat. und jüngeren dt. Blutsegens in ähnlichen Zusammenhängen mehrfach ausdrücklich erwähnt.

2.2. *Merkversdichtung*

Die stabende Merkversdichtung ist nur mit einem einzigen Beispiel, dem *Abecedarium Nordmannicum* (St. Gallen, Hs. 878, S. 321) vertreten. Es handelt sich um die älteste, aber auch kunstloseste Form der Aufzeichnung

von Runennamen, der anord. 16er-Reihe (des jüngeren sog. Futhark) in einem dän.-as.-ahd. Sprachgemisch. Man darf in ihr eine kostbare Reliquie Walahfrid Strabos (gest. 849) sehen, war doch die St. Galler Hs. 878 sein Vademecum, das ihn durch mehr als zwei Jahrzehnte begleitete und von ihm nach und nach durch Abschriften, Exzerpte und Notizen aus seinen verschiedenen Interessengebieten bereichert wurde. Zusammen mit einem hebräischen, einem griechischen und einem Runenalphabet zeichnete er auch die Runennamen auf. Die Vorlage für das Nordische konnte er möglicherweise am Hofe Ludwigs des Frommen erhalten. Leider ist der Text des Abecedariums durch ein Reagens zerstört worden, und nurmehr eine danach angefertigte, stümperhafte Abzeichnung vorhanden.

- Daß die mangelhafte Umsetzung der Runennamen ins Ahd. einer Bearbeitung durch Hraban zu danken sei und seine "Teilnahme für Sprachliches" bezeuge, wird sich ebensowenig halten lassen wie die früher allgemein vertretene Auffassung, daß die sog. Hrabanischen Runenalphabet auf den Fuldaer Abt zurückzuführen seien, der sie von seinem ags. Lehrer Alkuin gelernt haben sollte. Die kleine Schrift *De inventione litterarum*, in deren Überlieferung nicht weniger als 15 Fassungen des Runenalphabets bewahrt blieben, ist ihm vermutlich abzuschreiben. Sie erscheint erstmals in einem Druck des beginnenden 17. Jh.s - und dann in allen folgenden Drucken - unter seinem Namen, während keine der 12 erhaltenen Hss. die Verfasserschaft Hrabans bezeugt.

- Das Aufzeichnen von Runen in den Schreibstuben des Festlandes dürfte weniger einem wirklich ernsthaften Interesse am germ. Altertum oder gar an seiner Wiederbelebung, als vielmehr dem weitverbreiteten Sammeleifer und der Freude an kryptographischen Systemen aller Art und ihrer spielerischen Verwendung entsprungen sein. Anfangs mögen vielleicht auch missionsmethodische Überlegungen (mögliche Verwertung als Waffe im Kampf gegen die heidnische Religion?) eine Rolle gespielt haben.

3.0. *Kirchliche und weltliche Prosa*

3.1. *Katechetische Literatur*

Mit Ausnahme vielleicht der sog. *Weserrunen* (550 - 600), die sich in Form kurzer Inschriften zusammen mit Bildritzungen auf Knochen befinden, welche 1927/28 bei Baggerarbeiten in der Unterweser entdeckt wurden, in ihrer Echtheit allerdings bis heute heftig umstritten blieben, sind die erhaltenen as. Prosadenkmäler fast einhellig kirchlich-katechetischer Natur. Sie verdanken ihre Entstehung den Bedürfnissen der christlichen Mission und der Schulstube und lehnen sich in der Regel eng an frk. Vorbilder an.

3.1.1. *Altsächsisches Taufgelöbniß*

Noch in die eigentliche Hauptzeit der Sachsenbekehrung (um 776) reicht das *As. Taufgelöbniß* zurück, das uns in einer Aufzeichnung aus dem Ende des 8. oder dem Beginn des 9. Jh.s überliefert ist (Bibl. Vaticana, Cod. Pal. Lat. 577, Bl. 6v - 7r). Wiewohl neuerdings die Auffassung vertreten wurde, daß es sich bei dem Kodex um ein spätestens im Jahre 762 für den Erzbischof Lul von Mainz geschriebenes Visitationsbuch handle und demzufolge das in das Textkorpus von vornherein mitaufgenommene Taufgelöbniß die älteste auf uns gekommene Niederschrift eines dt. Textes überhaupt sei, verbietet die paläographische Analyse der Haupthand (Bl. 2r bis 7ov) eine derartige Frühdatierung der Hs. - Ein ags. Geistlicher hat das vorliegende Formular offenbar nur recht notdürftig ins As. übertragen. Er ließ die Vor- und Nachsilben in seiner ags. Mundart stehen und übersetzte auch die lat. Überleitungen (Rubriken?) zu den Antworten des Täuflings [*et) respondet*] auf die drei vom Priester zu stellenden Abschwörungsfragen nicht. Die schwachen ahd. Spuren (z.B. *forſachan, allem, gotes*; vielleicht auch *got* und *sint*) mögen dem Mainzer oder Fuldaer (?)

Kopisten zuzuschreiben sein. Die dritte Antwort innerhalb der *abrenuntiatio diaboli* hat gegenüber sonstiger Überlieferung einen religionsgeschichtlich wichtigen Zusatz mit drei Namen sächs. Götter: (Ich widersage) *Thunaer ende Uuoden ende Saxnote ende allum them unholdum, the hira genotas sint*. Es handelt sich wohl um einen Eventualzusatz, der lediglich bei der Erwachsenentaufe verwendet wurde. Umgekehrt ist die *professio fidei* mit nur drei Glaubensfragen und -antworten (gegenüber z.B. sieben im *Frk. Taufgelöbnis*) äußerst knapp gehalten und wirkt in dieser Kürze völlig archaisch. Sie ähnelt am ehesten dem (in seinem christologischen Artikel sogar noch kürzeren) lat. Text des vermutlich im Zuge der ags. Mission auf den Kontinent gelangten irischen *Stowe Missale*. Die in der dritten Abschwörung begegnende Zwillingsformel (*ende ec forsacho allum dioboles) uuercum and uuordum* beweist die genealogische Sonderstellung des Denkmals, da alle übrigen altdt. Formeln das zugrundeliegende lat. *operibus eius et imperiis eius* mit *uuerk(on) endi uuill(i)on* wiedergeben. Die Zurückführung aller Taufgelöbnisse auf eine dt. Urübersetzung ist deshalb ausgeschlossen. Das Gemeinsame liegt vielmehr jenseits der deutschen Texte in den lateinischen Vorlagen.

3.1.2. *Altwestfälisches Taufgelöbnis*

Dagegen wurde das *Altwestf. Taufgelöbnis* nach einem frk. Muster gearbeitet. Der Text liegt nur noch in einer zweifachen Abschrift vor, die am Anfang des 17. Jh.s aus einem jetzt verschollenen Sakramentar des Kanonissenstiftes St. Cäcilien (Köln) genommen und - nach zwei frühen Teildrucken - erstmals 1934 vollständig publiziert wurde. Die verlorene Aufzeichnung wird man auf Grund sprachlicher Merkmale auf das Ende des 10. Jh.s datieren dürfen, während die Entstehungszeit des Originals bis in

die Mitte des 9. Jh.s zurückreicht. Nach dem sicheren Zeugnis des Wortes *offar* (statt des frk. *bluostar*, das im As. offenbar nicht geläufig war und im zweiten Fall durch as. *gelp* ersetzt wurde) muß die as. Bearbeitung aus der Erzdiözese Köln, wahrscheinlich sogar aus dem Kloster Werden a.d. Ruhr stammen. Für diese Lokalisierung spricht auch ein Zusatz, in dem über die *carnis resurrectio* (*fleskas astandanussi*) hinaus der Glaube an die Auferstehung in der gegenwärtigen Gestalt des irdischen Leibes gefordert wird: (*Gilouis thu...*) *that thu an themo fleska, the thu nu an bist, te duomesdaga gi'standan scalt ?*, da seine Formulierung genau zu der entsprechenden Frage im lat. Bußerteilungsordo eines Essener Sakramentars stimmt, in den die as. Beichte (s.u.) eingeschoben ist: (*credis*) *quod in ista carne, qua nunc es, habes resurgere in die iudicii?* - Der nd. Übersetzer und Redaktor benutzte ein älteres Kölner Taufgelöbnis (*iactantia* = *gelp*; Fehlen einer besonderen Trinitätsfrage; fürwortlose Übersetzung *farsaku* und *gilouiu*) und legte außerdem nachweislich seiner Bearbeitung der zweiten und dritten Abschwörungsfrage (möglicherweise auch der letzten Glaubensfrage) eine Mainzer Formel zugrunde. Den drei Abrenuntiationsfragen fügte er die Forderung nach Abschwörung der *hethinussi* (= *spectacula turpia* als eine der drei Bedeutungen von *pompae*) hinzu. Im ganzen geht er eigene Wege: so ist die Anpassung an den *textus receptus* des Taufsymbols viel weiter getrieben als in den frk. Formeln: nur er nimmt den (seit Alkuin zum offiziellen Wortlaut gehörenden) Artikel (*credo*) *sanctorum communionem* in die Glaubensfragen hinein: (*gilouis thu ...*) *endi helagaro gimenitha* und stellt sich damit außerhalb der gesamten dt. Tradition. Die Übersetzung ist dem dt. Sprachgefühl angepaßt (*gilovan* an statt des latinisierenden *gilauban in*; Abrücken von der sklavischen Nachahmung der lat. Fügung *credere* mit

Akkusativobjekt) und um stilistische Glätte bemüht (z.B. zweimaliges Hinzusetzen eines verknüpfenden *endi*).

3.1.3. *Beichte*

Das umfangreichste katechetische Prosadenkmal stellt die *Altwestfälische Beichte* dar, die zusammen mit einem lat. Bußerteilungsordo (und in diesen eingebettet; beide Stücke stammen von derselben Hand) im späten 10. Jh. dem zweiten Essener Sakramentar (Cod. D 2 der Stadt- u. Landesbibl. Düsseldorf, jetzt: Heinrich-Heine-Institut) im dortigen Frauenstift beige-schrieben wurde (Bl. 204ar - 205av). Diese Abschrift (S) geht auf ein bedeutend älteres Original (°S) zurück, das auf Grund sprachlicher Kriterien im zweiten Viertel des 9. Jh.s in Werden entstanden sein dürfte. Wie die meisten (der mehr als 30) überlieferten altdt. Beichten kann auch der as. Text als formal in vier Abschnitte gegliedert aufgefaßt werden: I. Einleitung mit Anrufung Gottes, aller Heiligen und des beicht-hörenden Priesters; II. Katalog von Tat- und Gedanken-sünden in Form von aneinandergereihten Substantiven; III. Unterlassungssünden gegen die Nächstenliebe und Kirchengebote in der syntaktischen Form ganzer Sätze; IV. Schlußteil mit generalisierender Zusammenfassung aller - auch der evtl. in der Aufzählung vergessenen - Sünden, erneuter Hinwendung an Gott, die Heiligen und den Beichtvater und Erklärung der Bußbereitschaft. Der nd. Übersetzung (°S) liegt ein Lorscher Formular (°LS) zugrunde, das bereits eine hochentwickelte und beträchtlich erweiterte Form der kurz vor 800 im gleichen Kloster entstandenen schlichten dt. Ur-beichte (°O) darstellt. Die frk. Vorlage wurde indes nicht einfach ins As. übersetzt, sondern gründlich bearbeitet, was sich in einer Reihe von selbständi-gen Zusätzen und bewußten Kürzungen zeigt, die mit der Tendenz zusammenhängen dürften, die Beichte an

klösterliche Verhältnisse anzupassen. So basieren einige Erweiterungen auf der Benediktinerregel (vgl. cap. 47: *Cantare autem et legere non presumant* mit: *Vnrehto las, unrehto sang* und dem vorangehenden *Mina gitidi endi min gibed so ne giheld endi so ne gifulda so ik scolda*; oder die Vorschrift von cap. 4: *Pauperes recreare* mit *thes giuhu ik hluttarliko, that ik arma man endi othra elilendia so ne eroda endi so ne minnioda, so ik scolda*), während bestimmte Auslassungen Sünden betreffen, die für Mönche nicht möglich waren (z.B. gegenüber der Lorscher Beichte die Omission von *inti min uuiþ inti min kind so ni minnoda inti ni leerda, so ih scolda* oder die Unterdrückung von *farligero 'adulteria'*). Andere Kürzungen verraten einen bewußten Stilwillen des nd. Redaktors, der (vor allem im Schlußteil) bestrebt war, Wiederholungen zu vermeiden. Zahlreiche kleinere Zusätze dienen der Textglättung, haben also ebenfalls stilistische Gründe. Ein besonders eindringliches Beispiel für Freiheit und Geschick des Übersetzers bietet die Wiedergabe von (*das uuiha*) *uuiþod*; da das Wort in der Bedeutung 'Eucharistie' im As. offenbar nicht bekannt war, umschreibt er es mit der Wendung *Vsas drohtinas likhamon endi is blod*. Der Zusatz *Ik gihorda hethinnussia endi unhrenia sespilon* (Ich hörte mir Heidnisches und unreine Leichentanzlieder an) weist erneut nach Werden, wo beide Substantive in den Prudentiusglossen überliefert sind (für *hethinussi* vgl. das Werden *Altwestf. Taufgelöbnis*, das auch sonst mit der Beichte sprachlich vielfach zusammengeht), aus denen sie in *S interpoliert sind.

3.1.4. Glaubensbekenntnis

Sprachlich schon diesseits der eigentlich as. Epoche, zumindest aber an der Grenze zum Mnd., steht der *Niederdeutsche Glauben*, eine um 1200 entstandene Übersetzung des Apostolischen Symbols mit erweiternden Zusätzen. Die wahrscheinlich pfälzische Hs. der Vatikanischen Bibliothek

(Pal. Lat.), aus der M.Z. Boxhorn den Text 1652 nach einer fehlerhaften Abschrift in seiner *Historia universalis* abgedruckt hat, ist verlorengegangen. Der Editor charakterisierte das Denkmal als *inedita vetustissima Symboli Apostolici Germanica Paraphrasis*, die er einem sehr alten Pergamentkodex der Vaticana entnommen habe. Der sprachlich im nordwestlichsten Westfalen anzusetzende Glauben umfaßt 18 Artikel, die jeweils mit *Io kelave* eingeleitet werden und sich über die drei Abschnitte des Symbolum (Trinität - Christologie - Kirche und Eschaton) im Verhältnis 5:9:4 verteilen. Er ist zwar teilweise nahe mit der lat. *fides catholica* (in 15 Artikeln) des Honorius Augustodunensis (11. Jh.) verwandt, beruht aber nicht - wie man früher vielfach annahm - direkt auf ihr, was insbesondere die völlig abweichenden Artikel von der Höllen- und Himmelfahrt Christi zeigen, sondern geht auf eine ältere mfrk. und letztlich obdt. Form des 9./10. Jh.s zurück. Möglicherweise verrät sogar umgekehrt die Formel des Honorius Abhängigkeit von einer altdt. (!) Vorlage.

3.2. Predigtliteratur

3.2.1. Homilie

Das einzige und zugleich auch sprachlich besonders geglückte (Hypotaxe) sichere Zeugnis as. Predigtliteratur ist die *Allerheiligen Homilie*, die in eine Essener Sammlung lat. Homilien Gregors d. Gr. (Cod. B. 80 der Stadt- u. Landesbibl. Düsseldorf, jetzt: Heinrich-Heine-Institut) als Füllsel auf Bl. 15or (= vorletzte Seite) eingetragen wurde. Nach paläographischen Merkmalen kann die Hand, die vermutlich auch das unmittelbar darauf folgende *Essener Hebereregister* schrieb (Bl. 15ov), frühestens in der ersten Hälfte des 10. Jh.s gearbeitet haben; gelegentlich hat man auf Grund sprachlicher Kriterien die Niederschrift sogar noch später auf das Ende des 10. oder den Anfang des 11. Jh.s datieren wollen. Die in sich abgeschlossene kurze Predigt (4 Sätze), die in der Vorlage vielleicht

noch weitergeführt war, berichtet vom Ursprung des Allerheiligenfestes. Papst Bonifaz IV. habe einst den Kaiser Phokas (aus der Formulierung der lat. Quelle *a Phoca Caesare* wurde in der Übertragung der *Kaiser Advocatus* !) um die Überlassung des (von Agrippa, gest. 12 v. Chr., errichteten) Pantheon gebeten und dann die Stätte, an der früher *thiu menigi thero diuivilo* verehrt worden sei, 'zu Ehren unseres Herrn, unserer (lieben) Frau, der heiligen Maria, und aller Martyrer Christi' zur christlichen Basilika geweiht (die Weihe unter dem Titel *S. Maria ad martyres* fand am 13. 5. 610 statt). Dabei habe er - was im Hinblick auf das Datum unhistorisch ist - den 1. November zum kirchlichen Feiertag bestimmt, den man noch heute in der ganzen Welt begehe, 'um durch die Fürbitte der Heiligen zum ewigen Leben zu gelangen'. Der kleinen Lektion, die in der Matutin des Allerheiligenfestes verlesen wurde, liegt der Eingang einer lat. Predigt *De omnibus sanctis* zugrunde, die man bis in die jüngste Zeit hinein fälschlich Beda Venerabilis zuschrieb, während jetzt Ambrosius Autpertus (gest. 784) als ihr Autor gilt. Initiator der Fixierung des Festes auf den 1. Nov. (*kalend november*) war Alkuin (gest. 804). Für die allgemeine Einführung dieses Datums im Frankenreich sorgte wahrscheinlich erst Kaiser Ludwig d. Fr. auf Bitten des Papstes Gregor IV., doch ist die im Zusammenhang hiermit genannte Jahreszahl 835 eine freie Erfindung erst des 12. Jh.s. Zusammen mit den drei Fragmenten der *Wessobrunner Predigten* gehört unser Denkmal zur ältesten dt. Predigtliteratur überhaupt.

3.2.2. Psalmenkommentar

Eine besondere Bedeutung im Gottesdienst, im Leben und in der Ausbildung der Geistlichen kam dem Psalter zu, um dessen Verständnis man sich entsprechend früh bemühte. Die Ungunst der as. Literaturüberlieferung hat nur Bruchstücke eines seiner Anlage nach sehr umfangreichen *Psalmenkommentars* auf uns kommen lassen. Auf zwei stark vermoderten Blättern (wahrscheinlich das innere Doppelblatt

eines Quaternios), die 1856 in Bernburg als Umschlag einer aus der Frauenabtei Gernrode stammenden Rechnung gefunden wurden und 1868 nach Dessau gelangten ('Bernburg-Dessauer Psalmenkommentar'), findet sich eine Auslegung zu Ps 4,8 - 5,10. Von den (4 x 21 =) 84 Zeilen fehlen noch die je drei obersten Zeilen von Bl. 1rv. Der as., in Ostwestfalen entstandene Text ist fortlaufend und ohne Beigabe einer lat. Quelle geschrieben. Es ist nicht sicher, ob er wissenschaftlichen Bemühungen entsprang und diente oder als Predigt konzipiert war. Auf erstere Funktion könnte die Tatsache hinweisen, daß an fünf Stellen der Beginn eines neuen Psalmverses durch das lat. *Initium* (z.B. zu Ps 4,9 *In pace*, 5,2 *Verba mea*, 5,3 *Intende*) markiert wird. Auf mündlichen Vortrag scheinen dagegen Aufforderungen wie *Vui sculun ferneman* (2r, Z. 8), *Githenked* (2r, Z. 12f.) oder das zweimalige *Vuola* (2v, Z. 5.7) hinzudeuten. Trotz vieler Bemühungen ist es nicht gelungen, eine dem as. Text genau entsprechende lat. Fassung des Kommentars nachzuweisen. Wie immer aber die (vielleicht sogar ahd.?) Vorlage ausgesehen haben mag: die Fragmente lassen deutlich erkennen, daß es sich hier um die beste Leistung as. Prosa überhaupt handelt. Der nd. Übersetzer hat es so trefflich verstanden, seine Quelle frei in gutes As. zu übertragen, daß man ihn als einen würdigen Zeitgenossen Notkers bezeichnen konnte. Während man früher die Abtei Gernrode (961 bis 963 gegründet) als Heimat der Hs. wegen des vermeintlich höheren Alters der Schriftzüge ausschloß, muß sie jetzt als möglicher Ursprungsort in Betracht gezogen werden, da eine Berichtigung der paläographischen Datierung der Bruchstücke etwa in das späte 10. Jh. angebracht erscheint. Damit fände auch der aus sprachlichen Merkmalen zuletzt erschlossene Ansatz (10./11. Jh.) eine Bestätigung.

3.3. *Schul- und Geschäftsprosa*

3.3.1. *Interlinearversion des Psalters*

Literarisch von sehr viel geringerem Wert sind dagegen die etwas älteren (*Lublíner*) *Psalmenbruchstücke* in

Form einer interlinearen und recht unbeholfenen Wort-für-Wort-Übersetzung, die wohl der Aneignung der lat. Sprache im Schulunterricht diene. Erhalten geblieben sind zwei Doppelblätter, die auf die Innenseiten der (im 15./16. Jh. angebundenen) Holzdeckel eines 1472 zu Straßburg gedruckten Buches geklebt waren, im Jahre 1916 entdeckt und 1923 (gleich zweimal) ediert wurden. Buch und Blätter befanden sich zu dieser Zeit im Privatbesitz des Lubliner Gelehrten L. Zalewski; der derzeitige Aufbewahrungsort ist (mir) unbekannt.

Jedes Blatt (30 x 23 cm) enthält vier zweiseitig beschriebene Seiten; die einzelne Spalte zählt in der Regel (die zwischenzeitliche Übertragung mitgerechnet) 24 Zeilen. Die einst aufgeklebten Seiten sind stark beschädigt und teilweise unlesbar geworden. Überliefert sind acht Psalmen samt Verdeutschung (fol. 1rv: Ps 28 ganz; 29,1-5; fol. 2rv: Ps 32,9-Ende; 33,1-4; fol. 3rv: Ps 110,9-Ende; 111,1-7, wobei mitten in v. 7 die Übersetzung abbricht, die vv. 8 u. 9 also nur lat. gegeben sind; fol 4rv: Ps 114, 2-Ende; 115 ganz) sowie sechs nicht übersetzte Gebete (*Collectae*) nach der sog. Römischen Reihe, die jeden Psalm abschlossen (zu Ps 27. 28. 32. 110. 114. 115). Die Anzahl der jeweils zwischen der 2. und 3. Seite der beiden Pergamentbogen ausgefallenen Psalmverse läßt den Schluß zu, daß es sich bei den Fragmenten um das jeweils vorletzte Doppelblatt einer Lage (Quaternio?) aus dem ersten und letzten Drittel eines ehemals vollständigen Psalters handelt, an dem mehrere Schreiber (allein die Bruchstücke lassen vier Hände erkennen) beteiligt waren. Während man früher die Schrift allgemein auf den Ausgang des 9. Jh.s datierte, wird sie jetzt dem fortgeschrittenen 10. Jh. zugerechnet. Die zuletzt auf Grund des durchgestrichenen *b* erfolgte Lokalisierung der Hs. in Werden steht auf zu schmaler Basis und muß vorerst offen bleiben; der Wortschatz jedenfalls weist stärker nach Ostfalen.

Mit Sicherheit handelt es sich bei dem überlieferten as. Text nicht um eine originale Übersetzung aus dem Lateinischen, sondern um die Abschrift einer in der Mitte des 9. Jh.s in Westfalen entstandenen Verniederdeutschung einer ahd. Interlinearversion des Psalters, die ihrerseits im Gebiet Fulda-Mainz beheimatet war. Für den bloßen Abschriftcharakter spricht die Tatsache, daß die Übersetzung an mehreren Stellen vom vorliegenden lat. Text abweicht (besonders markant: Ps 29,1 *delectasti: gibreidest*, wo das as. Wort zwingend lat. *dilatasti* voraussetzt), dieser also nicht die Grundlage der Glossierung gewesen sein kann. Die ahd. Vorlage des verlorenen nd. Originals scheint

sowohl im Konsonantismus (z.B. *uuazer*, *sizid*, *herzan*, *thaz*, *luzile*, *helpheri*) als auch im Vokalismus (z.B. *heilegan geiste*, *beidođ*, *gibreidest*) noch deutlich durch; gelegentlich wird sogar das hd. Wort einfach übernommen (Ps 29,2 *clamavi: riof* neben 114,4 *rhiap*). Offenbar liegt nur eine leichte äußere Anpassung an das As. vor. Gewiß waren viele Wörter trotz des verschobenen Konsonanten dem nd. Übersetzer verständlich. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß der Wortschatz vollkommen deutsch und ohne jede Beziehung zur ags. Psaltertradition ist. Für die Lokalisierungsfrage dürfte der recht ungewöhnliche Umstand von einiger Bedeutung sein können, daß Ps 110 mit der Doxologie *Gloria patri et filio* usw. und dem Gebet für die Verstorbenen *Requiem aeternam dona eis domine* usw. schließt, die beide übersetzt wurden. In diesem *Gloria* begegnet auch die einzige wirklich deutsche Wortstellung (*et spiritui sancto: endi heilegan geiste*) während sonst stets der Charakter der wörtlichen Übersetzung gewahrt bleibt (z.B. *populo suo: liude sinemu*).

3.3.2. Glossen

Der Eroberung des Latein, dem Ringen um die Eindeutschung des christlichen Wortschatzes und um die Formung einer einheimischen kirchlichen Fachsprache dienten vor allem auch die (gemessen am ahd. Bestand allerdings nicht sehr zahlreichen) as. *Glossen*, d.h. die einzelnen lat. Wörtern in Hss. von zusammenhängenden Texten beige-schriebenen Verdeutschungen. Das lat. Wort, das verdeutscht wird, ist das Lemma, das deutsche das Interpretament oder die Glosse im engeren Sinne. Rein äußerlich lassen sich Interlinear-, Marginal- und Kontextglossen unterscheiden, d.h. zwischen den lat. Zeilen bzw. auf den Rändern bzw. neben und gleichzeitig mit dem Latein in der Textzeile eingetragene Übersetzungen. Interlinear- und Marginalglossen zeigen oft eigene Buchstabenformen, die von denen der gleichzeitigen Textschriften abweichen. Gelegentlich bedient man sich auch bei der Eintragung as. Glossen einer (im ahd.

Bereich noch viel stärker ausgebildeten) Geheimschrift. So wird z.B. - nach dem Vorbild des hl. Bonifatius - jeder Vokal durch den folgenden Konsonanten ersetzt (vgl. *tu autem fht thx = eth thu; cui thfmp = themo; pagum hfthknkss: = hethinissa; catasta hbrphp = harpho* usw.). Glossiert werden vor allem biblische Texte (vgl. die *Eltener* und *Essener Evangelien*glossen, die *Bibel- und Mischglossen* aus dem Kloster *St. Peter* im Schwarzwald), aber auch christliche und antike Autoren (*Prudentius-* und *Vergilglossen*), die im Unterricht behandelt wurden. Zentrum der as. Glossierung war das Kloster Werden, das seinen Arbeiten jedoch zumeist ahd. Vorlagen zugrundelegte. Die wort-, sprach- und kulturgeschichtliche Bedeutung der as. Glossen, die teilweise noch genauerer Untersuchung harren, kann kaum hoch genug veranschlagt werden.

3.3.3. *Heberegister*

Literarisch gewiß wertlos, aber aufschlußreich für die as. Sprachentwicklung und die Kenntnis der Personen- und Ortsnamen ist die Geschäftsprosa, die vor allem aus den westf. Frauenstiften Essen und Freckenhorst überliefert ist. Es handelt sich um Verzeichnisse, in denen die Abgaben festgelegt sind, die von den zum Territorium des Klosters gehörigen Höfen und ihren Haushaltsvorständen zu leisten waren. Noch in der ersten Hälfte des 10. Jh.s wurde das *Essener Heberegister* (Cod. B. 80, Düsseldorf, jetzt: Heinrich-Heine-Institut, Bl. 150v) aufgezeichnet, während das weit umfangreichere und vollständig erhaltene *Freckenhorster Heberegister* (Hs. M. Staatsarchiv Münster; mit einem Anhang Anfang 12. Jh.) der 2. Hälfte des 11. Jh.s angehört, dem eine sicher ältere, nur in einem fehlerhaften Abdruck bekanntgemachte und seit spätestens 1824 verschollene Hs. K voranging. Die Freckenhorster Aufzeichnung allein nennt 429 Personen mit 287 verschiedenen Namen. Daß für die as. Namenforschung selbst ansonsten rein lat. Verzeichnisse dieser Art bedeutsam sein können, wurde jüngst an der zweiten *Herzebrocker Heberolle* (ein

echter Rotulus = Rolle; Staatsarchiv Münster: Kloster Herzebrock [Dep.], Urk. Nr. 3; Mitte 12. Jh.) gezeigt, die unter diesem Aspekt als spätes. Sprachdenkmal zu werten ist.

4.0. *Bibeldichtung*

Was aus einem Zeitraum von fast 400 Jahren an as. Sprachdenkmälern überliefert und in den vorangehenden Abschnitten vorgestellt wurde, ist nach Quantität und Qualität gewiß mehr als bescheiden. Literarisch jedenfalls anspruchs- oder gar wertlos, fußen die wenigen Zeugnisse überdies noch zu einem nicht geringen Teil auf hd. (meist frk.) Vorlagen, lassen also weithin Anzeichen einer auch noch so zaghaft sich rührenden Ursprünglichkeit, Selbständigkeit und schöpferischen Kraft vermissen. Der Literaturhistoriker vermag nicht einmal den Ansatz eines Versuches zu erkennen, vorliterarisch-heimische Stilmittel, Formen und Formelemente in den Verschriftungsprozeß hineinzunehmen und fruchtbar zu machen. Vergebens sucht er nach Anhaltspunkten für den Aufbau einer neuen oder die Pflege einer alten Tradition im muttersprachlichen Bereich. Damit aber fehlen sämtliche Voraussetzungen, die für eine bedeutende literarische Leistung innerhalb einer Sprachgemeinschaft notwendig sind.

Erst wenn man sich den völlig desolaten Zustand und den radikalen Ausfall jeglicher Kontinuität auf dem Gebiete der as. 'Literatur' ganz bewußt vor Augen führt, wird man die monumentale Einzigartigkeit der as. *Bibeldichtung* angemessen zu würdigen wissen, mit der das Altsächsische - gleich zu Beginn seiner Überlieferung und früher als die übrigen dt. Stämme - zwei Werke von höchstem literarischen und dichterischen Rang hervorgebracht hat.

4.1. Der *Heliand* (oder das as. *Quattuor evangelium*)

Den Höhepunkt der alt- und neutestamentlichen as. Bibelepik bildet die ca. 6000 Stabreimverse umfassende poetische Darstellung des Lebens Jesu, die wir seit der

Erstausgabe durch Joh. Andreas Schmeller den *Heliand* nennen, während die umfangreichste Handschrift - was in der Forschung zumeist übergangen wird - das Werk unter dem Titel *Quattuor evangelium* überliefert. Mit 'Heliand' = Heiland verdeutscht der Dichter - wie bereits vor ihm der Übersetzer des ahd. Tatian: 3,4 *Heilant* - den Namen 'Jesus' (vgl. Lk 1,31 = Hel. v. 266b f.) und folgt damit der Tradition der Bibelkommentare, die das nomen hebraicum mit lat. *salvator* übersetzen.

Obwohl das Werk stets im Brennpunkt der Forschung stand, gehört es auch und gerade heute noch zu den am meisten umstrittenen älteren dt. Dichtungen. Kaum eins der zahlreichen Probleme, die es aufwirft, scheint befriedigend geklärt. Mit Recht hat man deshalb von einer geradezu "verzweifelt Situation" gesprochen, in der lediglich darüber Einigkeit herrsche, daß der *H.* eine der größten dichterischen Schöpfungen der Karolingerzeit überhaupt sei. Doch stehen sich in der Frage nach den entscheidenden Kriterien hierfür die Meinungen nahezu kontradiktorisch gegenüber.

4.1.1. *Textüberlieferung*

Der Text des *H.* ist in zwei Haupthss. und zwei Fragmenten beinahe vollständig überliefert:

(1) Die umfassendste Hs. ist der Cottonianus (= C; 23,5 x 15,3 cm) des Brit. Museums zu London (in dem Convolut Cotton. Caligula A VII), der nach 950 vermutlich im Südwesten Englands von einer festländischen Hand, die ags. Duktus angenommen hatte, auf 165 Bll. zu je 24 Zeilen (Bll. 5r-169v) geschrieben wurde.

Mit Ausnahme von ca. 15 vv., die an verschiedenen Stellen versehentlich übersprungen wurden, aber anderwärts erhalten blieben, bietet C den Text von v. 1-5968. Die Überlieferung bricht in der Emmausgeschichte mitten im Satz, jedoch am Ende einer Langzeile ab. Das letzte Wort *folcas* ist als Schlußwort markiert und füllt weit auseinandergezogen als einziges fast die ganze 14. Zeile von Bl. 169v. Die restlichen 10 Zeilen und das noch zur letzten Lage gehörige Bl. 170 sind leer. Dieser graphische und kodikologische Befund macht wahrscheinlich, daß bereits die Vorlage von C nicht mehr bot

(Lagenende?). C selbst ist jedenfalls nicht verstümmelt. - Die Hs. beginnt mit der in farbiger Capitalis quadrata (braun auf gelb bzw. braun auf blau) ausgeführten Überschrift INCIPIT · QVATVOR · EVANGELIVM, die möglicherweise den lat. Originaltitel des H. bewahrt (vgl. Otfrid v. Weißenburg: INCIPIT LIBER EVANGELIORUM), der deutlich zu v. 13 f. [*that sie (sc. sia fiori = v. 9b) than euangelium / enan scoldun // an buok scriban*] stimmen und den H. als 'Evangelienharmonie' ausweisen würde. Von einer 2. Hand, die der des Korrektors gleicht, wurde dem as. Text zweimal der parallele lat. Wortlaut marginal in ags. Schrift beige geschrieben (Bl. 6v zu v. 72ff. u. Bl. 106v zu v. 378off.). Das Latein wurde einem Evangelistar (Perikopenbuch) entnommen und bietet den Anfang des Evangelientextes der Vigil zum Feste Johannes d. T. (23. Juni) und des 23. Sonntags nach Pfingsten. Da im zweiten Fall eine irriige Quellenangabe (*secundum Lucam* statt *Mattheum*) vorliegt, wäre u.U. eine genauere Bestimmung des Schreibortes möglich. An einer weiteren Stelle (Bl. 11r zu v. 249) fügte die gleiche Hand in roter Tinte den Vermerk *be s(an)c(t)a marian* am Rande hinzu. Dem Text vorgebunden sind jetzt 8 einseitig bemalte Blätter mit goldgrundigen Miniaturen aus der Kindheitsgeschichte Jesu (Verkündigung; Heimsuchung; Geburt; Verkündigung an die Hirten; bethlehemitischer Kindermord; Darstellung im Tempel; Anbetung der drei Könige; Taufe Jesu), die im 12. Jh. entstanden sind und bei der ersten Foliierung der Hs. zu je zwei beziffert wurden (Bl. 1-4).

(2) Gegenüber C hat der *Monacensis* (= M; 27,3 x 20,2 cm) durch Ausschneiden von 6 Bll. verschiedener Lagen, durch umfangreichere Zeilenrasuren und durch den Verlust wohl der beiden letzten Quaternionen fast 1/4 seines ursprünglichen Bestandes eingebüßt. Die Hs., die sich spätestens seit 1611 in der Bibliothek des Domkapitels zu Bamberg befand und 1804 von dort in die Bayerische Staatsbibliothek München (Cgm. 25) gelangte, stammt aus einem wohl disziplinierten Skriptorium mit hochstehender Kalligraphie und wurde von wenigstens zwei sorgfältig arbeitenden Händen um 850 - keinesfalls "um 900" erst, wie Drögereit mit Berufung auf eine angebliche Verwandtschaft mit dem Werdener Urbarschreiber I^a wollte - möglicherweise in Werden a.d. Ruhr geschrieben, wiewohl der paläographische Beweis dafür nicht gelungen ist.

Neben etwa 10 vv., die von den Schreibern irrtümlich ausgelassen wurden, fehlen heute Bl. 1 des I., Doppelbl. 2/7 des V., je Bl. 5 des VII. und VIII. sowie Bl. 8 des IX. Quaternios. Erhalten blieben insgesamt 74 Bll. zu je 24 Zeilen, die textlich von v. 85 - 5275a reichen (Christus vor Herodes). Ein zusätzliches Einzelblatt, das unten halb abgeschnitten und dessen Rückseite unbeschrieben ist, bewahrt in 10 Zeilen die vv. 5969-5983 aus dem Bericht über die Himmel-

fahrt und die Rückkehr der Apostel nach Jerusalem, womit auch Tatian seine Evangelienharmonie beschließt. Weitere 4 Zeilen sind völlig abgeschabt und unentzifferbar. Sie dürften den Schluß des Werkes gebildet haben, der den 1 1/2 letzten Evangelienversen Tatians (Lk 24,53b und Mk 16,20) entsprochen haben wird. Die Textlücke zwischen C (Emmausgang) und M (Himmelfahrt) wird auf 300-350 vv. geschätzt, die zusammen mit den nur in C überlieferten vv. 5276-5968 in M einstmals zwei vollständige Quaternionen gefüllt haben könnten. Das Einzelblatt von M gibt uns die Gewißheit, das der H.-Dichter sein Werk nicht als Torso hinterlassen sondern noch selbst vollendet hat.

(3) Von einer dritten Hs. ist uns nur ein einziges Blatt bekannt (= P; 24 x 17,8 cm). Das Prager Bruchstück (früher Cod. XVI D 42 der Universitätsbibliothek Prag) diente fast 300 Jahre hindurch als Deckelbezug eines in Rostock gedruckten Buches, ehe es 1880 entdeckt und abgelöst wurde. Es gelangte jetzt durch Schenkung an das Museum für deutsche Geschichte zu Berlin (D 56/446). Der Kodex wird auf ca. 850 datiert und stammt vielleicht ebenfalls aus Werden (Drögereit), unterscheidet sich durch seine ganz anderen Versalien jedoch stark von M.

Das 23zeilige Quartblatt überliefert die vv. 958b-1006a, wobei allerdings die Langzeile 970, die durch CM bezeugt wird, vermutlich durch Augensprung, versehentlich übergangen ist.

(4) Ein erst 1894 entdecktes Exzerpt aus einer verschollenen Hs., die möglicherweise auch die Altsächsische Genesis enthielt, bietet der Vaticanus (= V; 32,6 x 21 cm), eine sicher ehemals Mainzer Hs. astronomisch-kalendarischen (komputistischen) Inhalts (Cod. Palat. Lat. 1447 der Bibl. Vaticana zu Rom). Die Aufzeichnung des H.-Textes erfolgte um 860-870 durch eine Hand, die zwar nicht zum Mainzer monastischen Skriptorium gehörte, vielleicht aber der Umgebung des Erzbischofs zugerechnet werden darf, was auch für die beiden anderen Schreiber gilt, die auf Leerstellen der gleichen Hs. als Füllsel Auszüge aus der As. Genesis (s.u.) eintrugen.

Der Schreiber, der sich deutlich von den am Text der As. Genesis beteiligten Hände abhebt (z.B. völlig andere Versalienform der Buchstaben a, c, e und t; waagerechte Führung des oberen d-Bogens über den Schaft nach rechts hinaus; scharf abgewinkelter Ansatz des unteren g-Bogens; offenes a; kein einziges 'rundes' r aus der or-Ligatur; keine et-Ligatur = &), nutzte zunächst die ursprünglich leer geblie-

benen zwei Drittel der Vorderseite (Recto) von Bl. 27, um in 23 Zeilen den Beginn der Bergpredigt (vv. 1279-1323) aufzuzeichnen und fuhr dann auf dem letzten leeren Drittel der Rückseite (Verso) von Bl. 32, dem Schluß der Hs., fort, wo er in 13 Zeilen - soweit der Platz reichte - noch die folgenden vv. 1324-1358a notierte.

(5) Eine weitere Hs., die sich nach dem Zeugnis Melancthons im Besitze Luthers befand (= 'L; s.u.), ist seither ebenfalls verschollen.

(6) Keine der überlieferten Hss. setzt die Langzeilen durch Verteilung auf je eine Schreibzeile voneinander ab. Allerdings kennzeichnet die vermutlich älteste Hs. P in 44 von 47 möglichen Fällen den Langzeilenbeginn durch Majuskeln oder vergrößerte Halbunzialbuchstaben, während kein einziger Abvers - auch nicht bei den 8 Satzanfängen - derart hervorgehoben ist. Dabei wird sechsmal die Versinitiale vom Wortkörper abgesetzt und vor den Schriftblock gestellt, und zwar in sämtlichen Fällen, in denen Vers- und Zeilenbeginn zusammenfallen (lr: Z.4.16; lv: Z.9.21.22.23 = v. 962.975.991.1003.1004.1005); zweimal sind sogar Langvers und Schreibzeile identisch (lv: Z. 21.22 = v.1003.1004). Die insgesamt 46 Schreibzeilen enthalten über die 46 vollständigen Verse hinaus nur fünf weitere Wörter, d.h. Vers- und Zeilenzahl weichen nicht einmal um 2% voneinander ab.

Diesem Usus am nächsten kommt C, vor allem in seinem letzten Teil. So beträgt das Verhältnis von Anvers- zu Abversinitiale etwa in der 65. Fitte (105 vv.) 45:3, in der 66. Fitte (89 vv.) 33:1 und in der 67. Fitte (92 vv.) 40:1, so daß im statistischen Durchschnitt fast jeder zweite oder dritte Langzeilenbeginn graphisch besonders ausgezeichnet ist. Es liegt nahe, hierin eine Spiegelung der Einrichtung des Originals (abgesetzte Zeilen mit Versinitalen) zu vermuten, die auch das Abbrechen von C nach einer vollen Langzeile (s.o.) erklären würde. - Auf das Original zurückgehen dürfte auch die in C noch konsequent durchgeführte Gliederung des H. in einzelne Kapitel, die wir mit der Praefatio (s.u.) als 'Fitten' bezeichnen. Der

Neueinsatz wird durch Abschnittsinitialen am Zeilenbeginn markiert, die im Extremfall eine Höhe von 9 Schreibzeilen (= $3/8$ der Schriftblockhöhe) einnehmen können und 9mal in insularem Tierstil gemalt wurden (Fitte 1.6.12.13.14.15.16.17 und 54). Die Abschnitte werden zusätzlich fortlaufend (von II-LXXI) gezählt, wobei die röm. Ziffern stets an das Ende der vorangehenden Langzeile gesetzt werden. In vielen Fällen wirken sie wie eine Überschrift zur nächsten Fitte, zumal dann, wenn sie auf einen eigens vom Rubrikator für die Zahl geschaffenen und farblich (blau, gelb oder blau-grün) angelegten Untergrund aufgetragen werden. Keinesfalls sind die Ziffern erst nachträglich - wie ohne Grund vermutet wurde - in die Hs. eingefügt worden. Von Fitte 16 ab bis zum Schluß wird die Abschnittsgrenze dadurch optisch noch stärker unterstrichen, daß jedesmal eine Leerzeile eingeschoben wird. Der Schreiber befolgt diese Regel auch an den vier Stellen, an denen ein Fittenbeginn (Fitte 24.46.55.56) auf einen Seitenanfang fällt (Bl. 56v. 106r. 128v. 131v.). Stets bleibt die erste Zeile dieser Seite frei. Besonders stark ist die Grenze zwischen der 53. und 54. Fitte hervorgehoben. Hier ließ der Corpus-Schreiber zwei Zeilen (14/15) unbeschrieben und rückte die ersten drei Zeilen des Fittenanfangs um die Breite von vier Buchstaben nach rechts ein. Den so gewonnenen Raum füllte der Rubrikator mit der über die ganze Zeilenbreite reichenden Überschrift PASSIO · DOMINI in Capitalis quadrata (weiß auf blau) und der zoomorphen S-Initiale. Die Fittenzahl LIIII setzte er neben das Schlußwort der 53. Fitte in ein farbiges Rechteck (braun auf gelb), und zwar so, daß sie exakt in der Zeilenmitte (Z. 13) steht. Die gesamte Anlage entspricht kompositorisch, farblich und im Schriftgrad der Gestaltung des H.-Eingangs mit der Titelüberschrift.

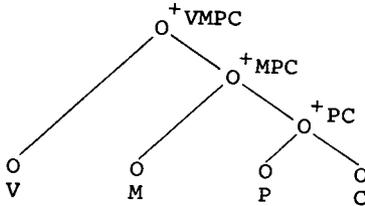
Die Hs. M kennt zwar keine Fittenzählung, kennzeichnet aber in 49 von 59 möglichen Fällen an der gleichen Stelle wie C einen Fitteneinsatz durch klassisch einfache, meist zwei (41mal) oder drei (5mal) bis vier (2mal)

Zeilen hohe Abschnittsinitialen, für die in der Regel durch Einrücken des folgenden Textes um ca. 3 - 12 Buchstabenbreiten über die entsprechende Zeilenzahl hin Platz gelassen worden war (nur viermal steht die Initiale vor dem geschlossenen Schriftblock frei auf dem Rand). Zusätzlich unterstrichen wird die Abschnittsgrenze dadurch, daß die ihr vorangehende Zeile nicht voll ausgefüllt ist. Die anfangs noch feststellbare (z.T. ins Auge fallende) Tendenz, eine Fitte durch ebenso große Initialen weiter zu unterteilen (7mal) bzw. einen in C überlieferten Kapitelbeginn nicht zu markieren (5mal), wird in der zweiten Hälfte aufgegeben, so daß beide Hss. nun völlig parallel laufen [vgl. vor allem die Anfänge der 55., 58. und 61. Fitte sowie die in M marginal neben das Initium der 54. Fitte in senkrecht untereinander gestellten Großbuchstaben (Capitalis rustica) gesetzte Beischrift PASSIO], was auf eine analoge Einrichtung der beiderseitigen Vorlage hinweist. Von der Hand des Schreibers stammt die nur in M bewahrte lat. Glosse *·sopita ·Lux*, die die letzte, mit drei as. Wörtern lediglich zu einem Drittel gefüllte Zeile der 38. Fitte (Verklärung Christi) am rechten Außenrande beschließt (Bl. 47r, Z.16).

Die Tatsache, daß das Exzerpt in V mit einem Fittenbeginn (16. Fitte) und entsprechender Initiale einsetzt, erklärt sich am leichtesten, wenn auch für dessen Vorlage eine sichtbare Gliederung des *H.* in Kapitel vorausgesetzt wird.

(7) Über das Verhältnis der überlieferten Hss. zueinander läßt sich mit einiger Sicherheit nur sagen, daß C und M offenbar auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehen, die gelegentlich schon fehlerhaft war (z.B. 4264b). Im Gesamtstemma steht V wertmäßig an der Spitze, da er einen eigenen Überlieferungszweig repräsentiert (vgl. z.B. v. 1308a). Es folgen M, P und C, doch ist in lautlicher Hinsicht vielfach C der Vorzug gegenüber M zu geben, da C (mit VP) in diesem Punkte wohl den ursprünglicheren Zustand bewahrt hat.

Stemma

4.1.2. *Verfasserfrage und Praefatio*

Trotz vieler Bemühungen ist es bisher nicht gelungen, den Dichter des *H.* zu identifizieren, da sich sowohl die *H.*-Hss. selbst als auch die sonstigen historischen Quellen über ihn beharrlich ausschweigen. Einige allgemeinere Angaben enthält lediglich die von M. Flacius Illyricus 1562 in der 2. Auflage der protestantischen Kampfschrift *Catalogus testium veritatis* (zusammen mit einer weiteren Vorrede in Versen) veröffentlichte *Praefatio in librum antiquum lingua Saxonica conscriptum*.

Diese lateinische Vorrede war dem Herausgeber 1561 durch den Meißner Rektor Georg Fabricius (1516-71), einem Freunde Melanchthons, abschriftlich vermittelt worden und sollte - wie der gesamte *Catalogus* - dazu dienen, das Recht der Laien auf einen sprachlich unmittelbaren Zugang zur Bibel geschichtlich zu erhärten. Fabricius selbst hatte sie direkt oder indirekt aus einem alten germanischen Kodex (*ex antiquo libro Germanico*) exzerpiert, der ihm - wie soeben nachgewiesen werden konnte - bereits 1544 bekannt gewesen sein muß. Die Hs. befand sich damals in der Leipziger (Pauliner-) Bibliothek, in die sie offenbar von Naumburg aus (*ex Numburgensi bibliotheca*, wie Fabricius schreibt) gelangt war. Es handelt sich um dasselbe 'Monotessaron' (=Evangelienharmonie), das - nach Melanchthon - Luther längere Zeit über (wohl als Leihgabe aus Leipzig) besessen und eifrig gelesen hatte. Diese Naumburg-Leipziger *H.*-Hs. Luthers ('L') ist seither verschollen. Die Möglichkeit, sie mit dem *Monacensis* zu identifizieren, wurde mit dem Hinweis darauf ausgeschlossen, daß in M zwar der Anfang (bis V. 84) fehle, jedoch nur das 1. Blatt des 1. Quaternios ausgeschnitten sei, das seinerseits unmöglich noch die (beiden) *Praefatio*(nen) hätte aufnehmen können, was sicherlich zutrifft. Doch übersieht diese Argumentation, daß Beigaben in der Regel dem Textcorpus in einer gesonderten Lage vorangestellt wurden, die dann als ganze verlorengegangen sein könnte. Da die *Praefationes* den Raum von mindestens 2 Bll. beanspruchten und die Prosa-Vorrede selbst noch zu zusätzliche *capitula* (= Inhaltsangaben zu den einzelnen Abschnitten

der Dichtung) erwähnt, liegt die Vermutung nahe, daß es sich bei L um einen Ternio gehandelt haben dürfte, der dem H.-Text voranstand. Jetzt wird erstmals vorgeschlagen, den Gedanken durchzudiskutieren, daß vielleicht das Bruchstück P ein Rest des verschollenen 'Monotessaron' sein könnte.

Nach dieser "wohl umstrittensten Vorrede der Weltliteratur" (Hannemann) hat der *Ludouuicus pijssimus Augustus* einen berühmten sächsischen Sänger (*qui apud suos non ignobilis vates habebatur*) damit beauftragt, das Alte und Neue Testament *poetice* in die Volkssprache (*Germanica* bzw. *Theudisca lingua*) zu übertragen, um auch den *illiterati* die Hl. Schrift zugänglich zu machen. Der Versuch W. Krogmanns, in diesem *vir de gente Saxonum* einen ags. Missionar zu sehen, der erst in Werden a.d. Ruhr Altsächsisch gelernt habe, fand ebenso wenig Zustimmung wie das Bemühen, ihn mit Heimo von Halberstadt zu identifizieren (R. Heinrichs, 1916). Unhaltbar ist wohl auch der von R. Drögereit gezogene Schluß, aufgrund der Münzbezeichnung *skat* statt *penny* müsse der Dichter "in Friesland groß (geworden)" und "bei der Niederschrift seiner Dichtung sicher schon in vorgeschrittenem Alter" gewesen sein, da bei den Angelsachsen die *sceattas* "damals längst vergessen und nur wenige Stücke dieses Zahlungsmittels östlich des Rheins gelangt waren, so daß selbst die Werdener Urkunden nur den Solidus kennen". Der ahd. Tatian, der mit dem Gebrauch von *phending* die Gegenposition markieren soll, kann die Beweislast aber gerade nicht tragen, da er an zahlreichen Parallelstellen mit dem H. übereinstimmt und überdies insgesamt *scas* (und Komposita) häufiger benutzt als *phending*. Die kühne These, "that the poem was made by the Frisian poet Bernlêf himself" (J.v. Weringha), übersieht, daß der von Liudger für die christliche Lehre gewonnene *Thiudiscae linguae poeta optimus*, der die Taten der Alten und die Kämpfe der Könige gut vorzutragen verstand und darum *a vicinis suis valde diligebatur*, bereits vor Liudger (+809) starb, der H. demnach schon vor der Jahrhundertwende vollendet gewesen sein mußte. Auch die Praefatio hebt also den Schleier der Anonymität um den

größten deutschsprachigen Dichter der Karolingerzeit nicht, der wohl ein hochgebildeter Geistlicher aus sächs. Adel war. Die Frage nach seiner Person stellt sich indes umso dringender, je höher die neuere Forschung seine künstlerische Leistung einschätzt, zumal sich damit der Kreis ganz erheblich einengt, in dem wir den Autor zu suchen haben. So hat man bereits an Gottschalk v. Sachsen (ca. 803-869) gedacht (H. Rupp), ohne jedoch den Gedanken weiter zu verfolgen. Dieser "Meister des (lat.) Reims, ein Phänomen seiner Zeit, das seinesgleichen nicht hat" (K. Polheim), könnte als Verfasser des *H.* sogar bewußt in die Namenlosigkeit gedrängt worden sein, vor allem dann, wenn sein Abt und späterer Gegner (ab 829) Hraban der Autor der Prosa-vorrede gewesen sein sollte, wie sich aus Inhalts- und Stilanalysen "nahezu unabweisbar" (W. Haubrichs) zu ergeben scheint.

Nach einer jüngst vorgetragenen Hypothese soll die Praefatio in verrätselter Form den Namen des Dichters dennoch enthalten. Ausgangspunkt für diesen methodisch neuen Zugriff ist die oft geübte Deutung der Personennamen, die im frühen Mittelalter in der Technik der Namenexegese Hrabans und seines Kreises ihren absoluten Höhepunkt erreicht habe. Für den Kenner könne das *nomen poetae* mittels einer situationsbezogenen Exegese, die eine Bindung zwischen Namen und Aufgabe des Dichters herstelle, in der Autorenformel *non ignobilis vates* verschlüsselt sein. Derjenige, der *apud suos* als *non ignobilis vates*, als *adhalsangheri* (Ahd. Isidor) galt, hätte mit dem *H.* ein *nobile carmen*, ein 'adalleod, geschaffen und damit den in seinem Namen 'Adalleodus' enthaltenen Sinn (das *veriloquium* oder *praesagium*) erfüllt. Mit dem dergestalt aus *non ignobilis vates* 'rückübersetzten' Namen Adalleod identifiziert W. Haubrichs den *notarius Adalleod*, der der *capella regis* Ludwigs d. Deutschen von 830-837 angehörte. Er wird nun als eine 'Modellfigur' angesehen, "die alle Forderungen, die an den enigmatischen Autor des 'Heliand' zu stellen sind, erfüllen könnte". Der 'Beweisgang' enthält allerdings so viele Un-

sicherheiten und methodische Sprünge [z.B. gilt die Majuskelschreibung von *vates*, die als möglicher Hinweis auf die Substitution eines Eigennamens gelten soll, auch für die Verspraefatio, die neben zweimaligem *Vates* (v. 24 u. 29) auch die Großschreibung von *Poeta* (in der Überschrift) bietet], daß diese 'Hypothese' wohl kaum des Rätsels Lösung darstellen dürfte.

In der vorliegenden Form ist die Praefatio interpoliert (Teil A = historische, Teil B = legendarische Erklärung der Entstehung des H.), um sie mit den sicherlich späteren *Versus de poeta* verbinden zu können, die in 34 (z.T. sog. leoninischen) Hexametern (nach dem Muster von Bedas *Cædmonlegende*) die göttliche Berufung eines Bauern zum Dichter des Alten Testaments erzählen. Vielleicht sollte die schlechtgelungene Kompilation einer Gesamtausgabe von H. und As. *Genesis* als Einleitung vorangestellt werden, wobei (irrtümlich?) beide Bibeldichtungen demselben Verfasser zugewiesen wurden. Dennoch ist von der Glaubwürdigkeit der Prosavorrede A - trotz kritischer Vorbehalte im einzelnen - nicht abzugehen. Eine Fälschung seitens der Humanisten ist jedenfalls auszuschließen, da ihnen der term. techn. "Fit-ten" (*omne opus per uitteas distinxit*) nicht bekannt sein konnte. Auch die von Drögereit geforderte Datierung in das späte 11. Jh. läßt sich mit den dafür beigebrachten Gründen nicht rechtfertigen: Die Schreibung *Ludouuicus* ist nämlich keineswegs "für das 9. Jh. unmöglich", wie Otfrids Widmungsgedicht (LVDOVVICO...= Überschrift, Akro-, Tele- und Mesostichon) zeigt; und gegen die Behauptung, *vates* bezeichne "im 9. Jh. und selbst später noch nicht den Dichter, sondern den Propheten", stellt sich bereits der Abrogans mit *Utatis · poeta* (vgl. Cod. Vind. 162, ca. 820 - 30, fol. 13 RB, 8): Selbst die rhythmischen Satzschlüsse (*cursus*) zwingen nicht zur Spätdatierung, da gerade der *planus* und der *velox* schon in den *declarationes* der Figurengedichte Hrabans (um 815) häufig begegnen und auch in der kleinen Schrift *De ordine baptismi* (um 812) des Theodulf v. Orléans nicht weniger als 34- bzw. 31mal vorkommen.

Strittig ist z.Z. die Person des in A genannten Auftraggebers, den man bisher allgemein mit Ludwig dem Frommen identifizierte, während sich jetzt die Stimmen mehren (Drögereit, Haubrichs, H. Siemes), die in dessen Sohn Ludwig d. Deutschen den Initiator der Dichtung sehen wollen. Allerdings schließt die Bezeichnung *pijsissimus Augustus* gerade nicht Kaiser Ludwig d. Fr. aus, da dieser außerhalb der Urkundensprache sowohl mit dem Tugendprädikat *piissimus* (z.B. *piissimus princeps*) als auch mit dem bloßen Augustus-Titel belegt werden konnte, wie Hrabans Widmungsgedicht an den Kaiser (v. J. 831) in *De laudibus sanctae crucis* mehr-

fach bezeugt. Da die Praefatio nach Abschluß des *H.* aber noch während der Regierungszeit des betreffenden Fürsten geschrieben zu sein scheint (Wechsel der Tempora), ergibt sich je nach der Zuweisung ein völlig anderer term. ante quem (840 bzw. 876). Eine definitive Aussage ist noch nicht möglich.

4.1.3. Lokalisierung und Datierung

Offen ist z.Z. auch die Frage nach dem Entstehungsort der Dichtung, der zuletzt fast einmütig in Hrabans Abtei Fulda gesucht wurde. Jetzt soll vor allem die These, daß Werden als paläographische Heimat von P und M (*ð*-Schreibung und halbunziales *N* inmitten und am Ende des Wortes) anzusehen sei, zugleich die Abfassung des Originals im Kloster Liudgers sicherstellen. Dieses Junktim ist nur unter der Voraussetzung annehmbar, daß der *H.* erst um 850 (ältester Werdener *ð*-Beleg aus d.J. 855) entstand. Selbst wer aus anderen Erwägungen (vor allem Gebrauch des auf Mosel- und Rheingebiet beschränkten kelt. Wortes *leia* 'Fels') gleichfalls für Werden eintritt, kann sich deshalb nicht auf diesen Argumentationskomplex berufen, wenn er mit der Praefatio in Ludwig d.Fr. den Auftraggeber sieht und den *H.* "spätestens im Jahre 836" vollendet sein läßt (W. Krogmann; W. Jungandreas). Zwischen den kontradiktorischen Positionen vermitteln will nun die Hypothese, der *H.*-Dichter sei möglicherweise aus politischen Gründen zwischen 838 und 840 von Fulda nach Werden übersiedelt und habe dort um 850 sein Werk abgeschlossen, mit dem er in Fulda 835 oder 836 beauftragt worden sei (W. Haubrichs). Der Wert solcher Vermutung ist gering, zumal sie bei dem relativ späten Ansatz verharret. Einem solchen aber bereitet die bemerkenswert altertümliche kirchliche Terminologie des *H.* erhebliche Schwierigkeiten; sie scheint vielmehr der bisher üblichen Datierung 822 bis 840 besser zu entsprechen. Die apodiktische Feststellung: "Der *H.* entstand in Werden" (Drögereit), ist daher zumindest verfrüht.

4.1.4. Quellen

Bedeutsam für Ort und Zeit der Abfassung des *H.* ist auch das Quellenproblem. Seinen Stoff entnahm der Dichter nicht den Einzelevangelien, sondern - ein absolutes Novum in der christlichen Bibeldichtung - der Evangelienharmonie (= *Diatessaron*) des Syrer Tatian (um 170), deren ältester lat. Zeuge (Hs. des Bischofs Victor v. Capua v. J. 546) über Bonifatius nach Fulda gelangt war und dort noch heute aufbewahrt wird (Victorcodex = Bonif. 1 = Fuldensis = F). Da der Cod. Fuld. allgemein als direkte Vorlage sowohl des *Ahd. Tatian* (St. Galler Hs. 56 = G) wie auch des *H.* galt, schienen beide Werke in Fulda lokalisiert werden zu müssen, zumal für deren Abfassungszeit ein Tatiantext anderwärts nicht nachweisbar ist.

Erst als die Diatessaronforschung den recht zahlreichen kleineren Differenzen zwischen F und der lat. wie ahd. Kolumne von G ein völlig neues textkritisches Gewicht beilegte, weil sie nur aus einem ganz anders gearteten altlat. Überlieferungsstrang außerhalb von F zu erklären seien, schien F mit einem Schlage und "endgültig" als Vorlage von G auszuschneiden. Da auch für den *H.* Einflüsse einer altlat. Harmonie geltend gemacht wurden, die auf keinen Fall mit F identisch sein konnte, zerbrach ein starkes Glied jener Kette, die den ahd. *Tatian* ebenso wie den *H.* nach Auffassung der älteren Forschung an Fulda band. Weil indes als stoffliche Hauptquelle des *H.* nur ein *Diatessaron* in Frage kommt, ist die Lokalisierung eng mit dem Nachweis einer solchen Harmonie verknüpft. Wer deshalb Werden als Heimat der Dichtung ansieht, muß notwendigerweise für die dortige Bibliothek ein *Diatessaron* postulieren, wiewohl es dafür keinerlei Zeugnis gibt. Die Feststellung: "Auf jeden Fall wissen wir, daß längst vor 821 eine lat. Evangelienharmonie des *Diatessaron* in Werden vorhanden war, weil sie dem *H.* zugrundeliegt" (G. Quispel), ist lediglich ein klassischer Zirkelschluß, der die Forschung nicht weiterbringt. Nun bahnt sich gegenwärtig in der Germanistik eine Abkehr von der Methode und den Ergebnissen der *Diatessaron*forschung an, nachdem sorgfältige paläographische und kodikologische Untersuchungen der Hss. zunächst einmal ergeben haben, daß G per Autopsie unmittelbar aus F in Fulda abgeschrieben worden sein muß. Die Differenzen zwischen den lat. Texten von F und G einer- und zwischen FG und der ahd. Übersetzung andererseits lassen sich als Übernahme von Lesarten des Fuldischen "Hausevangeliars" deuten und belegen. Damit aber entfällt jede Notwendigkeit, auf ein imaginäres altlat. *Diatessaron* als Vorlage für G zurückgreifen zu müssen, und F tritt wieder in seine alte Position als Quelle der abendländ. Harmonieüberlieferung ein (J. Rathofer).

Da die jeweilige Beurteilung des genealogischen Verhältnisses von G zu F und dessen Relevanz für die Heimatfra-

ge des ahd. *Tatian* stets auch zu analogen Konsequenzen im Hinblick auf die spezielle stoffliche Hauptquelle des *H.* und seine Lokalisierung führten, scheint der Augenblick gekommen, angesichts des völlig veränderten Forschungsstandes zum ahd. *Tatian* auch die Frage nach jenem Diatessaron-*text* neu aufzunehmen, der dem *H.*-Dichter vorlag. Es dürfte noch schwerer als bisher fallen, diese Harmonie von *F* und damit von Fulda zu trennen, vor allem, wenn die These zutrifft, daß der Dichter auch den ahd. *Tatian* als Vorlage benutzt habe (Baesecke 1948). Überdies setzt bereits die Initiative zu der außerhalb jeder Tradition liegenden Entscheidung, dem as. *Novum Testamentum* (Praefatio) das nichtkanonische Diatessaron zugrundezulegen (vgl. dagegen Otfried), eine besondere Hochschätzung eben dieses Textes voraus. Das aber dürfte damals allein im Kloster Fulda der Fall gewesen sein, das nicht nur die Gebeine seines Gründers Bonifatius seit dessen Martyrertod 754 barg und mit wachsender Verehrung umgab [erinnert sei nur an Bau, Vollendung (802 - 817) und Weihe der Ratgarbasilika, der größten doppelchörigen Kirche nördlich der Alpen, sowie an die bei der Weihe erfolgte Öffnung des Bonifatiusgrabes und die feierliche Translatio seines Leichnams in die Altarmensa des neu errichteten Westchores im Jahre 819, d.h. 75 Jahre nach der Klostergründung (744) und genau 100 Jahre nach der offiziellen Erteilung des Missionsauftrages an Wynfrith und der gleichzeitigen Verleihung des Ehrennamens Bonifatius durch Papst Gregor II. in Rom (15. 5. 719)], sondern auch als kostbare Reliquie das *Novum Testamentum* des Heiligen hütete, nämlich jenen Cod. Fuldensis, in den Victor v. Capua anstelle der vier Einzelevangelien die Harmonie Tatians hatte aufnehmen lassen und der dann in die Handbibliothek des 'Apostels der Deutschen' gelangt war. Sollte durch den as. *H.* von Fulda aus noch einmal das 'Evangelium' des Bonifatius jenen in ihrer Muttersprache verkündet werden, deren Missionierung sein eigentliches Lebensziel gewesen war? Unter solcher Perspektive gewönne die Quellenwahl des *H.*-Dichters

(und seiner Auftraggeber) programmatisches Gewicht und ließe sich nicht aus bloß zufälligen oder pragmatischen Erwägungen herleiten. Sie wäre vielmehr initiiert und legitimiert vom *genius loci* des Großklosters Fulda, dessen Konvent - wie jüngst nachgewiesen werden konnte (K. Schmid 1971) - um 825 mehr als 600 Mönche zählte, die sich ausdrücklich und gewiß nicht ohne Stolz als *Congregatio Sancti Bonifacii* verstanden.

Neben der Evangelienharmonie Tatians benutzte der Dichter bekannte Bibelkommentare, darunter - wie ausnahmslos zugegeben wird - Bedas Lukas- und Alkuins Johanneskommentar. Da fast 50% aller im *H.* verwendeten Bibelverse ihre Heimat im Matthäusevangelium haben (Victor hatte 'mit großem Arbeitsaufwand' dem von ihm aufgefundenen Harmonietext erstmals die genauen Bibelstellenangaben hinzugefügt, nach denen sich der *H.*-Dichter bei der Kommentarnutzung nachweislich richtete; auch dies ist ein zwingender Hinweis darauf, daß er kein von F unabhängiges altlat. Diatessaron seiner Dichtung zugrundegelegt haben kann), kommt dem für sie herangezogenen Werk besondere Bedeutung zu.

Ohne eine andere analog einheitliche Vorlage namhaft machen zu können, wenden sich jetzt die Verfechter der Werdener Herkunft des *H.* mit Nachdruck gegen die Benutzung, ja gegen die bloße Kenntnis des berühmtesten zeitgenössischen Mt-Kommentars, den Hrabanus Maurus um 821 vollendet hatte und der seit E. Windisch als theologische Hauptquelle des Dichters (und *term. post quem* der Dichtung) galt. Die vorgetragenen Gründe sind aber nicht zwingend, z.T. beruhen sie sogar auf unzureichender Durchsicht oder Fehlinterpretation der Schrift des Fuldaer Abtes. Nach der jüngsten gründlichen Quellenstudie läßt sich heute mit Sicherheit zumindest feststellen, daß keiner von den vergleichbaren Mt-Kommentaren "so viele Übereinstimmungen mit dem Heliand enthält als der Kommentar des Hraban" (W. Huber 1969).

In Einzelfragen zeigt der Dichter darüberhinaus Kenntnisse, die ihm nicht aus den genannten exegetischen Werken zugeflossen sein können, die aber in gelehrten Handbüchern der Zeit oder in neutestamentlichen Apokryphen überliefert sind. Es scheint indes nicht erforderlich, für sie in jedem Fall eine genau fixierbare schriftliche Vorlage annehmen zu müssen, was auch für die vielerorts spürbaren

Anklänge an die Liturgie und die Psalmen gilt, deren Wortlaut jedem Geistlichen geläufig war.

Der kürzlich unternommene Versuch, für zwei Lektionen des *H.* entlegene Sonderquellen nachzuweisen und u.a. daraus auf eine Interpolation der gesamten 42. und 44. Fitte (*Arbeiter im Weinberg* bzw. *Deutung der Blindenheilung*) zu schließen, die das Werk eines fremden Dichters sein sollen (W. Krogmann 1955 u. 1964), darf als gescheitert gelten. Die Tatsache, daß z.B. die Deutung des Gleichnisses von den Arbeitern im Weinberg gerade nicht, wie behauptet wurde, unmittelbar auf eine Homilie Gregors d. Gr. zurückgehen muß, da sie sich wörtlich in Hrabans Mt-Kommentar findet, mag als zusätzlicher Fingerzeig dafür gewertet werden, daß eben dieser Kommentar dem Dichter des *H.* vorgelegen haben dürfte.

4.1.5. *Sprache und gattungsgeschichtliche Stellung*

Vor besonders schwierige Probleme sieht sich die Forschung in der Beurteilung des Charakters der *H.*-Sprache gestellt. E. Sievers hatte bereits 1878 festgestellt, daß "die äussere sprachliche form in der (das) werk uns handschriftlich überliefert ist, uns keinen aufschluss über die ursprüngliche mundart gewährt in welcher dasselbe aufgezeichnet war." Im Grunde haben alle die zahlreichen seither der Frage gewidmeten Untersuchungen die frühe Skepsis nur verstärkt. Eine überzeugende und allgemein akzeptierte Lösung steht jedenfalls bis heute aus. Erklärung verlangen vor allem die dem *As.* nach Lautung und Wortwahl fremdartigen Elemente in der hsl. Überlieferung, die auf Einflüsse des Fränkischen und Anglofriesischen hinweisen. Dabei haben sich im wesentlichen zwei Grundpositionen herauskristallisiert: Die eine sucht die merkwürdige Sprachmischung in eine tatsächlich gesprochene Mundart zu integrieren, die dann auch Auskunft über die leibliche Heimat des *H.*-Dichters geben soll, während die andere mehr an eine Buch- oder überlandschaftliche Ausgleichssprache denkt.

So glaubt W. Mitzka (1950) an eine gesprochene, dem Fränkischen angenäherte großlandschaftliche *as.* Verkehrssprache des politischen Lebens innerhalb der parlamentarischen Aristokratie (Marklo), die von frankophilen Adligen gefördert worden sei und zu der der *H.*-Dichter die Schriftform geschaffen habe. Demgegenüber will W. Foerste (1950) die Sprache des Archetypus der *Hss.* am ehesten als ostfäli-

sche Mundart bestimmen, die "durch geographische Lage, Verkehrsverhältnisse, kulturelle Ströme und kirchliche Organisation mit dem Ostfränkischen verzahnt war". Ihm widerspricht W. Krogmann (1954), der zwischen Archetyp und Dichter streng scheidet und diesen aus dem westlichsten Westfalen stammen läßt. Nach Ingerid Dal (1954) ist das As. zweischichtig: ursprünglich dem Nordsee germanischen zugehörig, habe seine Mittelstellung zwischen dem Ae./Afries. und dem Dt. eine allmähliche Verdeutschung (wie sie am Kasussystem demonstriert) zur Folge gehabt. Von einem endgültigen Ausgleich und einer Festigung des Sprachsystems könne z.Z. des H. noch keine Rede sein. In einer gründlichen Auseinandersetzung mit diesen und früheren Thesen bleibt E. Rooth (1956) bei seiner Auffassung von der organisch gewachsenen heimischen Sprachform, deren System weitgehend mit dem des Englisch-Friesischen übereinstimme. Die frk. Einflüsse (vor allem bei den Kasusendungen) seien nicht charakteristisch, sondern lediglich Indizien für eine as. Schriftsprache in frk. Orthographie (Fulda). Das gesprochene As. habe solche Uneinheitlichkeit nicht aufgewiesen. Demnach sei die H.-Sprache "rechtsärschisch, in der Orthographie aber frankonsiert." Zuletzt hat W. Simon (1965) die Vorstellung von der 'Sprachmischung' (ingwäon.-as.-hd.) wieder aufgegriffen. Nach wie vor steht These gegen These.

Die radikale Einsamkeit und das kompakte Schweigen der Überlieferung, die den H. umgeben; das völlige Fehlen auch nur der Andeutung eines literarischen Horizonts, vor dessen gleichsam gähnender Leere die as. Bibeldichtung plötzlich und unversehens in staunenerregender Monumentalität wie eine Kathedrale mitten in der Wüste aufragt; die Tatsache endlich, daß selbst außerhalb des Festlandes in keiner der altgerm. Literaturen ein Werk gleichen Umfangs (der ags. *Beowulf* wird fast um das Doppelte übertroffen!) bezeugt ist, haben immer wieder die Suche nach Vorbildern und Traditionen provoziert, ohne die eine derartige Leistung undenkbar ist. Da sich bei den Sachsen keine Spuren fanden, ging der Blick zu den Angelsachsen hinüber. Und so galt der H. - vor allem seit A. Heusler - schließlich gattungsgeschichtlich fast unbestritten als ein "Ableger der ags. geistlichen Epik". Beweisend schien allein schon der weitgehend gemeinsame Wort- und Formelschatz, den E. Sievers in seiner Ausgabe (1878) zusammengestellt hatte, obwohl die meisten ags. Parallelen aus der Tradition der weltlichen Stabreimdichtung stammen. Stil und Verstechnik des H. sollten entsprechend beinahe durchweg ihre "nächste Vorstufe in dem entwickelten englischen Buchepenstil"

haben. Das unverwechselbar Eigene des as. Dichters sah man vor allem in der Steigerung der einzelnen virtuos beherrschten Stilmittel (wie Bogenstil, schmückendes Beiwort, Variation, Zahl der Auftakte, Schwellverse, oratio obliqua und Hypotaxe) bis an die Grenze des formal und metrisch Möglichen. Jetzt wird von verschiedenen Seiten darauf aufmerksam gemacht, daß von einer einseitigen Abhängigkeit der as. von der ae. Bibelepik nicht mit der bisher an den Tag gelegten Sicherheit gesprochen werden kann. Man läßt sogar die Frage offen, "ob zur Zeit der Entstehung des *H.* in England der Schritt zum geistlichen Epos überhaupt schon vollzogen war" und glaubt auffällige Berührungen zwischen dem *H.* und den ags. Dichtungen *Crist III* und Cynewulfs *Elene* eher umgekehrt als Einwirkungen des *H.* erklären zu müssen, so daß "wohl kaum noch Anlaß besteht, die as. Bibelepik als einen Ableger der ags. geistlichen Epik zu betrachten" (D. Hofmann 1959. 1971). Dann aber bliebe nur die These übrig, "daß die Verskunst und Darstellungsweise von *H.* und Genesis auf eigenständigen mündlichen Traditionen Niederdeutschlands beruhen müssen" (Hofmann 1971), eine These, die auch durch neuere Untersuchungen über die dem Ags. fremden Formeln der as. Dichtungen (G. Manganella 1962) und spezifische Merkmale der Stabreimtechnik (W.P. Lehmann 1953, I. Dal 1954) gestützt zu werden scheint. Von einer *communis opinio* jedoch kann auch in dieser wichtigen Frage derzeit keine Rede sein.

4.1.6. *Gehaltliche Deutung*

Weitgehende Einigkeit herrscht dagegen heute in der Beurteilung des früher heftig umstrittenen Problems des Grundgehalts der Dichtung. Die poetische Darstellung des Evangeliums im Medium alter germanischer Stilformen und einer im Heldenlied ausgebildeten weltlich-heroischen Terminologie verleitete immer wieder und aus den verschiedensten Intentionen dazu, aus dem *H.* 'Walhallklänge' herauszuhören und in seinem Dichter den Begründer eines 'germa-

nischen Christentums' und so etwas wie einen 'artbewußten, verkappten Heiden' zu sehen. Davon wird im Ernst heute niemand mehr sprechen wollen. Zur endgültigen Lösung dieses sog. Germanisierungsproblems dürfte nicht zuletzt der Versuch beitragen, den *H.* in die Tradition der kirchlicherseits stets geübten Methode der Akkommodation einzuordnen, der sich bereits - oft erstaunlich parallel - der Hellenist Lukas bei der Abfassung seines Evangeliums bediente. Trotz der unvermeidlichen Transformierung der Geschichte Jesu in die geographisch, kulturell und sprachlich-geistig von heimisch-germanischen Vorstellungen geprägten Umwelt des Dichters und seines Publikums, wird nirgendwo zentral christliches Denken durch Abstriche oder Konzessionen verfälscht. Insbesondere das Christusbild stimmt in allen wesentlichen Punkten, ja sogar in spezifischen Zügen (z.B. Betonung der Gottheit und des freien Willens Jesu), mit der karolingischen Theologie überein. Entsprechend der zeitgenössischen Erlösungs- und Gnadenlehre, die die Folge der Ursünde primär in der Verdunklung des Verstandes (*caecitas mentis*) sah und deshalb der *illuminatio per evangelicam doctrinam* größte Bedeutung beimaß, nimmt die Bergpredigt im *H.* den breitesten Raum ein. Ihr Ethos wird kompromißlos verkündigt, auch und gerade in den Punkten, in denen es ererbten Anschauungen zuwiderläuft. Andererseits werden positive Wertvorstellungen (z.B. Sippengedanke, Gefolgschaftstreue) der germanischen Welt nicht einfach eliminiert, sondern bisweilen zur Verdeutlichung des Neuen herangezogen und dadurch gleichzeitig im Sinne der christlichen Botschaft erweitert (Gebot der Nächstenliebe) und vertieft (Glaube als unaufkündbare persönliche Treue). Selbst wo der Dichter dabei auf Kernwörter aus germ.-heidn. Bereichen angewiesen war, ist es ihm gelungen, sie mit Hilfe vorwiegend stilistisch-formaler Mittel so unter den von ihm intendierten neuen Aspekt zu rücken, daß ursprünglich durch sie evozierte Bedeutungen und Vorstellungen in den Hintergrund treten, ja direkt verwandelt werden (M. Ohly-Stein-

mer 1955; H. Rupp 1956; P. Schmoock 1966). Dies trifft in hohem Maße auch auf die gewiß auffällige Verwendung der sog. Schicksalswörter zu. Da sich Christus aber an entscheidender Stelle als Herr über die *Wurd* erweist (v. 2210a) wird die gesamte Terminologie gleichsam einem neuen Koordinatensystem eingeordnet. Das Schicksal ist nicht mehr eine blinde und augenlose unpersönliche Macht, sondern wird hineingeborgen in den Heilswillen des personalen Gottes. Inzwischen ist auch die Grundbedeutung des Wortes *wurd* selbst in Frage gestellt worden. Man sieht in ihr nicht mehr unangefochten das 'Schicksal' als "große, überschattende Eigenmacht" (de Boor), sondern sucht sie eher und neu in Richtung auf die biblische *hora* (J. Rathofer 1962), als *Frist* (P. Ilkow 1968) oder primär als *Zeitablauf* (F. Delbono 1967) zu deuten. Auch die jüngste und zugleich erste monographische Untersuchung zum "Schicksal im Heliand" betont die konstitutive Bedeutung des *Zeitfaktors* für Wirken und Wirkung der *wurd*, deren Stellung in der Passion Christi "am deutlichsten die Integration in den neutestamentlichen Sinn- und Stoffzusammenhang (zeige), trotz oder auch gerade dank der (diesem Wort) anhaftenden alten Assoziationen". Nach A. Hagenlocher (1975) hat das Schicksal im *H.* keinerlei 'religiöse Relevanz': "Sein Wirkungsbereich als selbständige Macht ist auf die Zeitlichkeit, den menschlichen Lebenslauf und vor allem auf natürliche Vorgänge eingeschränkt", und selbst hier werde es nur "in einzelnen Situationen mit festen Charakteristika wirksam". Entsprechend sei die gesamte ältere Forschung von falschen Voraussetzungen (Annahme eines germanischen 'Schicksalsglaubens' z.Z. des *H.*-Dichters) ausgegangen.

Wie immer die Diskussion um die *Wurd* und die übrigen Schicksalsbezeichnungen im *H.* verlaufen wird: mit Recht darf heute gesagt werden, daß "die Dichtung als Ganzes ... bis in die Sinngebung des Einzelwortes hinein Ausdruck eines christlich religiösen, von gelehrt theologischen Vorstellungen geformten Erlebnisses" ist (M. Ohly-Steimer).

4.1.7. *Künstlerische Gestalt*

Erste und wichtige Bausteine für die Erkenntnis und Wertung der künstlerischen Leistung des *H.*-Dichters lieferten zunächst Untersuchungen über die verschiedenen stilistischen, metrischen und syntaktischen Elemente, deren bewußter und meisterhaft gehandhabter Einsatz das Werk als eine in sich stimmige Ausdruckgebärde erscheinen läßt, die in ihrer individuellen Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit den ganzen Leib der Dichtung im Sinne einer 'bis in die Fingerspitzen kennzeichnenden Formung' (A. Heusler) durchdringt. Die sorgfältige Analyse der Quellenbearbeitung gewährte einen tieferen Einblick in den Prozeß der epischen Umformung der lat. Vorlagen und deckte das "ineinandergreifen praktischer und künstlerischer erwägungen bei auswahl, gruppierung und gestaltung" des Stoffes auf (C.A. Weber). Immer stärker traten dann Fragen des Aufbaus und der Gliederung der Dichtung in den Vordergrund (W. Foerste), bis schließlich der Versuch gewagt wurde, das gesamte Epos als geformten Raum zu verstehen und den Formbau für die Gehaltsdeutung fruchtbar zu machen.

Ausgangspunkt für diese neue Sicht ist die konsequente Einordnung des *H.* in die Ziele und Ausdrucksformen der zeitgenössischen Theologie. Ist die gesamte Dichtung nach Wort und Sinn 'Ausdruck eines christlich religiösen, von gelehrt theologischen Vorstellungen geformten Erlebnisses' (4.1.6.), dann muß die Frage gestellt werden dürfen, ob der Dichter seinem Werk nicht auch Struktur- und Baugesetze zugrunde legte, die ihr Fundament in denselben 'gelehrt theologischen' Gedankengängen hatten.

Bereits der Impuls zur poetischen Bearbeitung des Heilandslebens in der Muttersprache scheint - wie die Prosapraefatio noch deutlich erkennen läßt - im Zusammenhang mit der sog. karolingischen Bildungsreform gesehen werden zu müssen - deren Hochziel es war, alle (auch die des Latein unkundigen) Menschen zur 'wahren Weisheit' zu führen, ohne die niemand gerettet und selig werden könne. Die göttliche Weisheit hatte "alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet" (Sap 11, 21). Wollte man zu ihr gelangen, mußte man das ganze Leben auf 'Ordnung' und 'Richtigkeit' gründen. Die gute Ordnung aller Dinge aber hing davon ab, ob die ihnen zugrunde gelegten Zahlen richtig gewählt waren. Nur so entsprach man den Forderungen der Weisheit, die sich (nach Augustinus) in der Zahl "ihre eigene innere Stätte" bereitet hatte. "Wer umsichtig plante, hatte also dafür Sorge zu tragen, daß seine Maßnahmen sich dem Gefüge der 'guten' Zahlen einpaßten" (P.E. Schramm). Dieser Maxime unterstellte z.B. nicht nur Karl d. Gr. sein politisches und privates Handeln; sie galt auch für die literari-

schen Formen des Gotteslobs und der Verkündigung. Der Figurengedichtzyklus *De laudibus sanctae crucis* des Hraban ist dafür nur eins von zahlreichen Zeugnissen. Wer deshalb das Leben Christi, der *ipsa sapientia*, dichterisch darstellen wollte, konnte den gleichen Grundsatz sachentsprechend am ehesten verwirklichen, wenn er sein Werk mit den seinem Inhalt adäquaten Zahlen ausstattete, d.h. wenn er es über jenem Zahlengrund errichtete, der dem Leben und der Botschaft Jesu Maß, Form und Gestalt gegeben hatte. Geschah dies, dann mußte umgekehrt der Sinn der Dichtungsgestalt vom Sinn jener Grundzahlen bestimmt und von ihm her erschließbar sein.

Unter solchen Perspektiven ist auf der Basis bestimmter hermeneutischer Regeln jetzt der erste breitangelegte Versuch unternommen worden, den *H.* als ein wohldurchdachtes und -gegliedertes Kunstwerk zu erweisen, in dem sich 'theologischer Sinn als tektonische Form' manifestiert (J. Rathofer). Paradigmatisch wird dieser Bauwille des Dichters an der formalen Einheit der Fittengruppe 32 - 44 sichtbar gemacht. Die 13 Fitten lagern sich völlig symmetrisch sowohl nach ihrer eignen Zahl (6-1-6) als auch nach der Verszahl (501-48-501: gemäß ihrer Abgrenzung in C) um die 38. Fitte (Verklärung Christi) als ihre äußere und innere Mitte. Dieser genau 1050 Verse umfassende Abschnitt, an dem die *mirabilis numerorum congruentia cum salutis nostrae mysteriis* (Alkuin) am intensivsten aufgezeigt wird, enthält die christologischen und soteriologischen Kerngedanken der Dichtung: Christus ist wahrer Mensch und wahrer Gott. Er ist gekommen, die glaubenswilligen Menschen von der durch den ersten Sündenfall bedingten *caecitas mentis* durch das Licht seiner Lehre (bes. 44. Fitte) und sein Leiden zu erlösen. Die 13er-Gestalt 'bedeutet' Christus und die Zwölf als *fundamentum ecclesiae*. Da diesen 13 Fitten 31 vorangehen, könnten ihnen aus Gründen der Symmetrie (31-13-31) ebenso viele gefolgt sein. Die auch aus anderen Erwägungen (Tatianvorlage!) postulierten 75 Fitten des Gesamtwerkes (da die nur in M überlieferte Himmelfahrt unmöglich der 71. Fitte zugeschlagen werden kann, werden Fitte 72 - 74 als vollständig verloren betrachtet) bildeten dann eine dreiteilige Zentralkomposition, in der die 2mal 31 Flügelfitten die *figura* des Gottesvolkes 'bedeuten' würden.

Unter anderem Blickwinkel zeigt sich im gleichen tektonischen Raum eine mehr statische Gliederung des Werkes in 4 'Bücher' mit Abgrenzung nach der 12., 31. und 53. Fitte. Sie lassen sich zu einer *figura crucis* zusammenschließen, in der die beiden ersten 'Bücher' (mit zusammen 31 Fitten) den senkrechten, die beiden letzten (mit je 22 Fitten) den waagerechten Kreuzesbalken bilden. Im Schnittpunkt steht dann die 16. Fitte, die die Quintessenz der 4 Evangelien und der 4 'Bücher' des *H.* enthält: nämlich die 8 Seligpreisungen der 8 Fitten umfassenden Bergpredigt. Die Vier erscheint überall als die 'gute' Grundzahl, die die 'rechte' Ordnung der Dichtung stiftet und garantiert. Sie ist die innerste Signatur des *H.* und seiner in der Form sich manifestierenden dichterischen Welt. Errichtet über dem *numerus crucis*, ist der *H.* von jener *forma crucis* geprägt, die nach dem Schlußwort in Hrabans Kreuzgedicht *consummatrix et perfectio rerum* ist.

Die These, daß der *H.* ein derart überlegt geplantes und gebautes Formkunstwerk sei, in dem Mikro- (Stabreimvers mit 4 Haupthebungen) und Makrostruktur (Gesamtwerk mit 4 'Büchern') zu 'bedeutender' Gestalteinheit zusammengeslossen sind, ist nicht unwidersprochen geblieben. Versuchte man zunächst, durch die (später allgemein abgelehnte) Elimination der 42. und 44. Fitte die innerhalb der Fittengruppe 32 - 44 eruierten Zahlenverhältnisse als völlig haltlos zu erweisen und die Fittenzählung von C erst dessen Schreiber in England anzulasten, so glaubt man jüngst sogar, daß die "künstlerische Freiheit, Bewußtheit und Selbständigkeit", die dem *H.*-Dichter unterstellt werde, für das Frühmittelalter als schlechweg "anachronistisch" angesehen werden müsse, zumal eine zahlhafte Strukturierung des Bibeltextes (Kapitel- und Verseinteilung) vor dem 13. bzw. 16. Jh. völlig unbekannt gewesen sei (B. Taeger). Wer mit Emphase das Vorkommen einer fortlaufenden Kapitelzählung 'in Deutschland' verneint (Cordes 1967), übersieht, daß eben dies bei allen Evangelienharmonien des 9. Jh.s (5 Zeugen), also auch bei der bilinguen St. Galler Hs.

(*Ahd. Tatian*), der Fall ist. Sie z.B. stellt ihrem Text 181 durchnummerierte Kapitelüberschriften (*capitula*) voran, wiederholt die Abschnittszahlen an entsprechender Stelle in der Harmonie und bietet im 91. Kapitel, d.h. im arithmetischen Zentrum, die Verklärung Christi. Da der Dichter mit Sicherheit einem Tatiantext folgte, ist die Mittelstellung der Transfiguration in beiden Werken (*H.* 37-1-37 [?]; *Ahd. T.* 90-1-90) schwerlich bloßer Zufall, zumal im *Tatian* die Verklärung ausschließlich numerisch und keinesfalls auch unter stofflichen Gesichtspunkten (120 Textseiten gehen voran, 197 folgen) die Symmetrieachse bildet. Bereits seine Hauptquelle, die den gesamten Schaffensprozeß begleitete, konfrontierte den Dichter sozusagen tagtäglich mit einer durchgezählten Kapitelgliederung und überdies mit ca. 4500 weiteren Zahlen in den Kanontabellen und den Marginalkonkordanzen, die dem lat. Text Seite für Seite zur Kennzeichnung eines Sektionensbeginns beigeschrieben waren und nach Victors v. Capua Vorrede für die Kanonizität der einzelnen Textbestandteile bürgen sollten. Erst die Zahlen garantieren die 'Richtigkeit' des Wortes, und die Zahlensynopse der Kanontafeln 'bedeutet' nicht nur sondern 'ist' in anderer, aber unzerstörbarer Gestalt die Evangelienharmonie selbst. Den gleichen Anblick - bei noch größerer optischer Dominanz der oft mit Goldtinte geschriebenen Ziffern - boten dem Dichter die zeitgenössischen Evangeliare, in denen auf manchen Seiten die Anzahl der marginalen Zahlenreihen die der Textzeilen übertraf. In einer den *Tatianhss.* völlig analogen Weise war dabei jedes der 4 Evangelien - trotz der indigniert vorgebrachten gegenteiligen Behauptung Taegers - mit einer durchgezählten *capitula*-Reihe versehen. Entsprechend wiesen im Textteil rubrizierte Zahlen jedesmal auf den neuen Kapitelbeginn hin, ohne daß damit die durchgehende Sektionenzählung (Mt 355, Mk 233, Lk 342, Joh 232 Abschnitte) unterbrochen worden wäre. Gelegentlich spiegelt sich noch die ältere Stichenzählung zusätzlich wider, wenn etwa im *Explicit*, dem vielfach eine ganze

Schmuckseite reserviert bleibt, die Anzahl der *versus* mitgeteilt wird (z.B. *Explicit evangelium secundum Mattheum, habet versus II. DCC = 2700*). Von besonderem Interesse im Hinblick auf die Gliederung des *H.* in höchstwahrscheinlich 75 Fitten ist nun die Tatsache, daß diese Zahl in den fuld. Evangeliaren des 9. Jh.s als Kapitelzahl eine große Rolle spielt. Während eine Hss.-Gruppe das Mt-Evangelium in 75 Kapitel unterteilt, zählt eine andere für alle 4 Evangelien zusammen 75 *capitula* (Mt 28, Mk 13, Lk 20, Joh 14). Wer auf der Basis einer (nichtkanonischen) Harmonie das Leben Jesu schildern, gleichzeitig aber dokumentieren wollte, daß sein *Quatuor evangelium* (Hs. C) die bibl. Botschaft vollständig und unverkürzt enthalte, konnte dies am besten durch die Gliederung seines Werkes in 4 Bücher und darüber hinaus in die gleiche Anzahl Kapitel (Fitten) erreichen, die als Gesamtsumme den 4 (kanonischen) Evangelien zugrunde lag. Daß in allen diesen Evangeliaren das Mk-Evangelium in 13 Kapitel geteilt ist, wobei jedesmal die Verklärung Christi sich im 7. Kapitel findet und damit dem Schema der Fittengruppe 32 - 44 (6-1-6) formal gleicht, sei nur am Rande vermerkt. Der Hinweis auf diese Fakten soll davor warnen, dem *H.*-Dichter dieselbe Unkenntnis zu unterstellen, von der aus der moderne Kritiker bereits den Versuch als 'anachronistisch' verurteilt, den *H.* nach zahlhaft bestimmten Strukturen zu befragen.

Wie immer die gegenwärtige Diskussion über den Formalbau des *H.*, die inzwischen auch auf Otfrid von Weissenburg im besonderen und die karolingische Literatur im allgemeinen übergegriffen hat, enden mag: sie kann nur bestätigen, was bereits der Verfasser der Praefatio B in einer ersten verständnisvollen Würdigung schrieb: Der *H.* ist ein Werk von solchem Reichtum an Worten und solcher Größe des Gehalts, daß er alle dt. Dichtungen *suo vincat decore. Clare quidem pronunciatione, sed clarius intellectu lucet.*

4.2. *Die Genesis*

Von einer alttestamentlichen Dichtung in as. Sprache gaben zunächst nur die *H.*-Vorreden indirekte und unsichere Kunde. Zeitweise glaubte man im Wessobrunner Schöpfungsgedicht einen ins Hd. umgeschriebenen Rest des Anfangs dieses Werkes erkennen zu sollen, bis 1875 E. Sievers den mit rein philologischen Mitteln gestützten Nachweis zu führen versuchte, daß ein größerer Abschnitt der früher fälschlich dem Cædmon zugeschriebenen *Ags. Genesis* (überliefert insgesamt 2935 vv.) nicht ags. Original ('Genesis A'), sondern nachträglicher Einschub aus einem ins Ags. übersetzten as. Werk ('Genesis B'; v. 235 - 851) sei. Knapp zwei Jahrzehnte später wurde diese scharfsinnige These durch die Entdeckung der *Vatikanischen Bruchstücke* der as. Genesis (V; vgl. 4.1.1.) glänzend bestätigt, zumal sich deren vv. 1 - 26 mit v. 790 - 817 der ags. Übersetzung völlig decken.

4.2.1. *Textüberlieferung und Inhalt*

Wie das *H.*-Fragment in *V*, so ist der original as. Text der *G.* nur in Form mehrerer Exzerpte überliefert, die im 3. Viertel des 9. Jh.s auf 4 zunächst ganz oder teilweise leer gebliebenen Seiten (Bl.1r, 2rv, 10v) von zwei verschiedenen Händen (graphische und sprachliche Unterschiede!) eingetragen wurden. Die Auszüge umfassen 337 stabreimende Langzeilen (mit den in ags. Übersetzung überlieferten Stücken zusammen wären demnach ca. 920 Langzeilen der as. Dichtung bezeugt) und sind drei Themenkreisen entnommen:

- I. (der Stammeltern Fall und) Adams Klage (v. 1 - 26)
- II. Verfluchung Kains; Trauer um Abel und Ausblick auf das Geschick der Nachkommen Seths und Kains bis zu Enochs Kampf mit dem Antichrist (= 2 Fitten, v. 27 - 79 u. 80 bis 150, deren Beginn durch große Initialen ausgezeichnet ist);
- III. Abrahams Fürbitte für Sodoma; Sodomas Untergang und Loths Errettung (= 2 Fitten, v. 151 - 250 u. 251 - 337).

Die Eintragung geschah vermutlich in folgender Reihenfolge: 1) Bl. 2r (ganz = 47 Z.) bis 2v (Z. 1 - 21) = III [v. 151 - 337 mit abschließendem EXPL(icit)] durch die 1. Hand; 2) Bl. 2v (Z. 22 - 56; v. 27 bis 107) und untere Hälfte Bl. 10v (Z. 1 - 20; v. 108 - 150) = II durch die 2. Hand (ausgenommen Bl. 10v, Z. 1 - 2 = v. 108 - 111. die von der 1. Hand stammen); 3) Bl. 1r (unterer Rand, 11 Z.) = I (v. 1 - 26), wieder von der 1. Hand.

Das erste as. Fragment wird durch die 617 vv. (in vielleicht 9 Fitten) der ags. *Genesis B* ergänzt, die die Urgeschichte erzählen: Verbot, vom Baum der Erkenntnis zu essen; die 10 Engelchöre, Empörung und Sturz Luzifers; Monolog und Beschluß Satans, sich durch Verführung des Menschenpaares an Gott zu rächen und dessen Absicht zu vereiteln, mit ihnen den 10. Engelchor wieder zu besetzen; Sendung eines Satansboten ins Paradies; Versuchung und Widerstand Adams; Versuchung und Fall Evas; Adams Fall durch Eva; Triumphrede des Teufelsboten; Scham, Reue und Klage der Stammeltern. Über den wirklichen Umfang der vollständigen as. *G.* lassen sich keinerlei Angaben machen. Bei der breiten Erzählweise des Verfassers dürfte er kaum über die Behandlung des Buches Genesis selbst hinausgekommen sein; allenfalls könnten noch einzelne Partien des Buches Exodus (Geschichte des Mose!) bearbeitet worden sein.

4.2.2. Verfasser- und Quellenprobleme

Der Umstand, daß die Exzerpte in V der *G.* und dem *Heliand* entnommen sind, legt die Vermutung nahe, daß den Schreibern eine Hs. vorlag, in der beide Dichtungen bereits vereint waren. Dies würde auch die Angabe der H.-Praefatio verständlich machen, nach der beide das Werk desselben Dichters seien. Dennoch wird heute nur noch vereinzelt die Identität der Verfasser behauptet, da man aus den sprachlichen und stilistischen Unterschieden (Syntax, Wortbestand und -bedeutung, Variation) zwingend auf zwei Dichterpersönlichkeiten schließen zu müssen glaubt. Als besonders charakteristisch wertet man dabei die größere, innere Freiheit, die der *G.*-Dichter dem bibl. Stoff gegenüber zeigt, den er selbständig, lebendig und oft unmittelbar

packend zu wirkungsvollen Szenen verarbeitet. Die gleiche freie Haltung dürfte er auch in bezug auf seine sekundären Quellen eingenommen haben. Doch scheint hier eine gewisse Vorsicht geboten, da es bisher nicht gelungen ist, für die zahlreichen außerbibl. Erweiterungen, Motivierungen u.ä. direkte Vorlagen nachzuweisen (Anklänge an des Avitus *De initio mundi* und *De originali peccato*, an die apokryphe *Vita Adae et Evae* und ein gutes Dutzend anderer Werke sind meist recht vage und in ihrer Beweiskraft entsprechend unterschiedlich beurteilt worden). Nur neue Quellenfunde könnten die Basis schaffen, von der aus sich mit Sicherheit das ganze Ausmaß der persönlichen Gestaltungskraft des *G.*-Dichters aufzeigen ließe, die z.B. in der Darstellung seelischer Vorgänge (Luzifers Rachemonolog; Verführung, Reue und Klage der Stammeltern) bemerkenswerte Höhepunkte erreicht. Trotz formaler Mängel gegenüber dem *H.*, die zuweilen übermäßig betont wurden, wird man den künstlerischen Wert der *G.* nicht unterschätzen dürfen. Ein Vergleich mit der ags. *Genesis A*, die im wesentlichen aus einer poetischen Paraphrase des bibl. Textes besteht, sollte genügen, vor allzu krassen Fehlurteilen zu bewahren.

Nähe und Abstand zum *H.* veranlassen die gegenwärtige Forschung, am ehesten an einen Nachfolger ('Spätling') oder Schüler des *H.*-Dichters zu denken, der sich an der Technik des Meisters geschult hatte und vieles von dessen Wort- und Formelschatz (z.T. wörtlich) übernahm. Dennoch löst auch diese Annahme nicht die prinzipielle Rätselhaftigkeit, vor die uns bereits das bloße Vorhandensein der as. Bibeldichtung stellt; sie vergrößert sie eher noch, da die totale Echolosigkeit und der abrupte Abbruch einer eben erst ansetzenden as. Dichtungstradition angesichts des Postulats zweier, relativ gleichwertiger Autoren noch schwerer zu erklären ist als beim Festhalten an einen einzigen Verfasser. Auch der dann vorauszusetzende größere zeitliche Abstand zwischen beiden Dichtungen gibt Probleme auf. Waren im 3. Viertel des 9. Jh.s *G.* und *H.*

schon in einer Hs. (*V) vereinigt, dann wird man mit noch weniger Recht als bisher die These vertreten können, der *H.* sei erst 'um 850' entstanden.

Nach diesen einsamen Gipfelleistungen christlicher Stabreimdichtung auf dem Festland, die ohne jedes heimische literarische Vor- und Nachspiel blieben, verstummt die as. Literatur. Ein Menschenalter später greift Otfrid v. Weissenburg mit seinem *Evangelienbuch* in der *francisca lingua* das Thema des *H.*-Dichters zwar auf, bedient sich dabei aber der neuen Form des Endreims, dem die Zukunft gehören sollte.

Bibliographie

- AHLSSON, L.-E., *Die altsächsische Bedahomilie*, NdM 29 (1973) 30-41
- BACON, I., *Versuch einer Klassifizierung altdeutscher Zaubersprüche und Segen*, MLN 67 (1952) 224-232
- BAESECKE, G., *Das Abecedarium Nordmannicum*, in: *Runenberichte*, hg. v. H. Arntz, Bd. I, 1941
- *Fulda und die altsächsischen Bibeleyen*, NdM 4 (1948) 5-43; jetzt in: WdF 321, Darmstadt 1973, S. 54-92
- BARBIAN, K.J., *Die altdeutschen Symbola*, Steyl 1964
- BAUMSTARK, A., *Die Vorlage des althochdeutschen Tatian*, hg. v. J. Rathofer, Köln Graz 1964
- BEHAGHEL, O., *Heliand und Genesis*, 8. Aufl. bearb. v. W. Mitzka (ATB 4), Tübingen 1965
- BERR, S., *An Etymological Glossary to the Saxon Heliand* (Diss. Masch. New York 1968), Bern 1971
- BERRON, G., *Der Heliand als Kunstwerk*, Würzburg 1940
- BERTHOLD, L., *Die Quellen für die Grundgedanken von v. 235-851 der as.-ags. Genesis*, in: *Germanica. Festschrift für E. Sievers*, Halle 1925, S. 380-401
- BISCHOFF, B., *Paläographische Fragen deutscher Denkmäler der Karolingerzeit*, FMST 5 (1971) 101-134
- BRAUNE, W., *Zur altsächsischen Genesis*, PBB 32 (1907) 1-29
- *Althochdeutsches Lesebuch*, 14. Aufl., bearb. v. E.A. Ebbinghaus, Tübingen 1962
- BRUCKNER, W., *Die altsächsische Genesis und der Heliand, das Werk eines Dichters*, Berlin Leipzig 1929
- CORDES, G., *Alt- und mittelniederdeutsche Literatur*, in: DPhIA., hg. v. W. Stammer, Bd. II, Berlin 1960, Sp. 2473ff.
- Rezension v. J. Rathofer, *Der Heliand*, ADA 78 (1967) 55-79

- DAL, I., *Zur Stellung des Altsächsischen und der Heliandsprache*, NTS 17 (1954) 410-424, jetzt in: WdF 321, Darmstadt 1973, S. 177-190
- DELBONO, F., *Heliand, poema saxonicum seculi noni*, in: Teoresi (1967) S. 327-346
- DEROLEZ, R., *Runica Manuscripta. The English Tradition* (Rijksuniversiteit te Gent. Werken uitgegeven door de Faculteit van de Wijsbegeerten Letteren, 118), Brügge 1954, S. 73ff.
- *Die 'hrabanischen' Runen*, ZDPH 78 (1959) 1-19
- DRÖGEREIT, R., *Werden und der Heliand. Studien zur Kulturgeschichte der Abtei Werden und zur Herkunft des Heliand*, Essen 1951
- *Der Heliand. Entstehungsort und Entstehungszeit*, in: *Das erste Jahrtausend*, Textband II, hg. v. V.H. Elbern, Düsseldorf 1964, S. 762-784
- EGGERS, H., *Beichtformel*, in: RL I, Berlin ²1958, S. 141-144
- EICHHOFF, J. u. RAUCH, I. (Hgg.), *Der Heliand*, WdF 321, Darmstadt 1973
- EIS, G., *Altdeutsche Zaubersprüche*, Berlin 1964
- EVANS, J.M., *Genesis B and its Background*, RES 14 (1963) 1-16
- FOERSTE, W., *Untersuchungen zur westfälischen Sprache des 9. Jahrhunderts* (Münstersche Forschungen, 2), Marburg 1950
- *Otfrids literarisches Verhältnis zum Heliand*, NdJb 71/73 (1950) 40-67; jetzt in: WdF 321, Darmstadt 1973, S. 93-131
- *Altsächsische Literatur*, RL I, Berlin ²1958, S. 39-46
- FRENKEN, G., *Kölnische Funde und Verluste*, 3. *Ein neues altsächsisches Taufgelöbniß*, ZDPH 71 (1934) 125-127
- GALLÉE, J.H., *Altsächsische Sprachdenkmäler*, Leiden 1894
- GANZ, P., *Ms. Junius 13 und die althochdeutsche Tatian-Übersetzung*, PBB/T 91 (1969) 28-76
- GENZMER, F., *Liobwins Dingfahrt*, GRM 32 (1950/51) 161-171
- *Heliand und die Bruchstücke der Genesis. Aus dem Altsächsischen und Angelsächsischen übertragen* (Reclam Nr. 3324/25), Stuttgart 1956
- HAGENLOCHER, A., *Schicksal im Heliand. Verwendung und Bedeutung der nominalen Bezeichnungen* (Niederdeutsche Studien, 21), Köln Wien 1975
- HANNEMANN, K., *Die Lösung des Rätsels der Herkunft der Heliandpraefatio*, FF 15 (1939) 327-329; jetzt (mit wichtigem Nachtrag) in: WdF 321, Darmstadt 1973, S. 1-13
- HARTIG, J., *Kölnische und westfälische Personennamen des 11. Jahrhunderts*, in: *Gedenkschrift für W. Foerste*, Köln Wien 1970, S. 232 bis 248
- *Die zweite Herzebrocker Heberolle*, NdJb 94 (1971) 30-40
- *Niederdeutsche Bibliographie*, NdKb 77 (1970) in regelmäßigen Fortsetzungen; zuletzt: NdKb 83 (1976), 9. Bericht

- HAUBRICHS, W., *Die Praefatio des Heliand. Ein Zeugnis der Religions- und Bildungspolitik Ludwigs des Deutschen*, *NdJb* 89 (1966) 7-32; jetzt in: *WdF* 321, Darmstadt 1973, S. 400-435
- *Ordo als Form. Strukturstudien zur Zahlenkomposition bei Otfrid von Weissenburg und in karolingischer Literatur* (Hermaea, NF 27), Tübingen 1969
 - *Veriloquium nominis. Zur Namensexegese im frühen Mittelalter. Nebst einer Hypothese über die Identität des 'Heliand'-Autors*, in: *Verbum et signum. Festschrift f. F. Ohly*, München 1975, Bd. I, S. 231-266
- HAUCK, K., *Ein Utrechter Missionar auf der altsächsischen Stammesversammlung*, in: *Das erste Jahrtausend*, Textbd. II, hg. v. V.H. Elbern, Düsseldorf 1964, S. 734-745
- HEINRICHS, R., *Der Heliand und Haimo von Halberstadt*, Cleve 1916
- HELLGARDT, E., *Zum Problem symbolbestimmter und formalästhetischer Zahlenkomposition in mittelalterlicher Literatur*, (MTU, 45), München 1973
- HEMPEL, H., *Sächsische Nibelungendichtung und sächsischer Ursprung der Thidrikssaga*, in: *Edda, Skalden, Saga. Festschrift f. F. Genzmer*, Heidelberg 1952, S. 138-156
- HENSS, W., *Zur Quellenfrage im Heliand und ahd. Tatian*, *NdJb* 77 (1954) 1-6
- HENTSCHEL, E., *Die Mythen von Luzifers Fall und Satans Rache in der altsächsischen Genesis* (Religion u. Geschichte, 4), Stuttgart 1935
- HEUSLER, A., *Heliand. Liedstil und Epenstil*, *ZDA* 57 (1920) 1-48; jetzt in: *Kleine Schriften*, hg. v. H. Reuschel, Berlin 1943, S. 517-565
- HOFMANN, D., *Die altsächsische Bibelepik ein Ableger der angelsächsischen geistlichen Epik?*, *ZDA* 89 (1959) 173-190; jetzt (mit Nachtrag) in: *WdF* 321, Darmstadt 1973, S. 315-343
- *Untersuchungen zu den altenglischen Gedichten Genesis und Exodus*, *Anglia* 75 (1957) 1-34
 - *Zur Lebensform mündlicher Erzähldichtung des Mittelalters im deutschen und niederländischen Sprachgebiet: Zeugnisse der Þidreks saga und anderer Quellen*, in: *Festschrift f. F. Wortmann*, Köln Wien 1976, S. 191-215
- HOLTHAUSEN, F., *Altsächsisches Wörterbuch*, Köln Graz ²1967
- HUBER, W., *Heliand und Matthäusexegese. Quellenstudien insbesondere zu Sedulius Scottus* (Münchener Germanist. Beiträge, 3), München 1969
- HURST, D., *Bedae Venerabilis Opera*, CCL 122, Turnholt 1955, S. 383, Anm. 32
- ILKOW, P., *Die Nominalkomposita der as. Bibeldichtung. Ein semantisch-kulturgeschichtliches Glossar*, hg. v. W. Wissmann u. H.-Fr. Rosenfeld (Ergänzungshefte *ZvglSF* 20), Göttingen 1968
- JUNGANDREAS, W., *Leia im Heliand*, *NdJb* 81 (1958) 23-26
- KARTSCHOKE, D., *Altdeutsche Bibeldichtung* (Sammlg. Metzler, Bd. 135), Stuttgart 1975, bes. S. 33-56

- KROGMANN, W., *Die Praefatio in librum antiquum lingua Saxonica conscriptum*, NdJb 69/70 (1943/47) 141-163; jetzt in: WdF 321, Darmstadt 1973, S. 20-53
- *Die Lubliner Psalmenfragmente*, NdKb 57 (1950) 49-58
 - *Studien zum Altwestfälischen*, NdJb 77 (1954) 7-15
 - *Beiträge zur as. Sprache und Dichtung. 1. Eine fremde Fitte im Heliand*, NdJb 78 (1955) 1-27
 - *Beiträge zur as. Sprache und Dichtung. 2-5*, NdJb 79 (1956) 1-39
 - *Beiträge zur as. Sprache und Dichtung. 9: Das Handschriftenverhältnis des Heliand*, NdJb 80 (1957) 38-50
 - *Der Schöpfer des altsächsischen Epos*, ZDPH 77 (1958) 225-244
 - *Crist III und Heliand*, in: *Festschrift f. L. Wolff*, Neumünster 1962, S. 111-119
 - *Absicht oder Willkür im Aufbau des Heliand* (Dt. Bibelarchiv. Abhdlgn. u. Vorträge, 1), Hamburg 1964
 - *Zur Textkritik des Nibelungenliedes*, ZDA 87 (1956/57) 275-294
- KUHN, H., *Westgermanisches in der altnordischen Verskunst*, PBB 63 (1939) 204
- LASCH, A., *Die altsächsischen Psalmenfragmente*, in: *Nd. Studien. Festschrift f. C. Borchling*, Neumünster 1932, S. 229-272
- LAUFFER, H., *Der Lehnwortschatz der althochdeutschen und altsächsischen Prudentiusglossen* (MGB, 8), München 1976
- LEHMANN, W.P., *The Alliteration of Old Saxon Poetry* (NTS, Suppl. Bd. 3), Oslo 1953; jetzt Teilabdruck in: WdF 321, Darmstadt 1973, S. 144 bis 176
- LEYEN, F.v.d., *Die germanischen Namen der Runen*, FF 31 (1957) 199-203, 236-241
- LUPI, S., *I problemi esterni del Heliand*, AION, Sez. Germanica 1 (1958) 115-137
- MACHIELSEN, L., *De Angelsaksische herkomst van de zogenaamde Oudsaksische doopbelofte*, LB 50 (1961) 97-124
- *De Indiculus superstitionum et paganiarum (742-754), een capitulare van Karloman of Pepijn de Korte*, LB 51 (1962) 129-149
- MANGANELLA, G., *Le formule dell' antica poesia sassone*, AION, Sez. Germanica 5 (1962) 73-94
- MASSER, A., *Bibel, Apokryphen und Legenden*, Berlin 1969
- *Bibel- und Legendeneplik des deutschen Mittelalters* (Grundlagen der Germanistik, 19) Berlin 1976, S. 19-27
- MEIER, J., *Bibliographie zur altsächsischen Bibeldichtung (Heliand und Genesis)*, in: Belkin, J., u. Meier, J., *Bibliographie zu Otfrid von Weihenburg und zur altsächsischen Bibeldichtung ...* (Bibliographien zur deutschen Literatur des Mittelalters, 7), Berlin 1975

- MITZKA, W., *Die Sprache des Heliand und die altsächsische Stammesverfassung*, NdJb 71/73 (1948/49) 32-39; jetzt in: WdF 321, Darmstadt 1973, S. 132-143
- MOHR, W., *Entstehungsgeschichte und Heimat der jüngeren Eddalieder südgermanischen Stoffes*, ZDA 75 (1938) 217-80
- *Wortschatz und Motive der jüngeren Eddalieder mit südgermanischem Stoff*, ZDA 76 (1939) 149-217
- NEUMANN, F., *Geschichte der altdeutschen Literatur*, Berlin 1966
- OHLY-STEIMER, M., *huldi im Heliand*, ZDA 86 (1955/56) 81-119
- PAULS, F., *Zur Stilistik der altsächsischen Genesis*, PBB 30 (1905) 142-207
- PICKERING, F.P., *Christlicher Erzählstoff bei Otfrid und im Heliand*, ZDA 85 (1954/55) 262-291
- PIPER, P., *Die Altsächsische Bibeldichtung (Heliand und Genesis)*, 1. Teil, Text (Denkmäler der Aelteren deutschen Litteratur, 1) Stuttgart 1897
- QUISPTEL, G., *Het Evangelie van Thomas en de Nederlanden*, Amsterdam Brüssel 1971
- RANKE, E., *Codex Fuldensis* (Edition), Marburg u. Leipzig 1868
- RATHOFER, J., *Der Heliand. Theologischer Sinn als tektonische Form*, Köln Graz 1962
- *Zum Aufbau des Heliand*, ZDA 93 (1964) 239-272; jetzt in: WdF 321, Darmstadt 1973, S. 344-399
 - *Hraban und das Petrusbild der 37. Fitte im Heliand*, in: *Festschrift f. J. Trier*, Köln 1964, S. 268-283
 - *Zum 'Heliand'-Eingang*, NdW 9 (1969) 52-72
 - *Altsächsische Literatur*, in: *Kurzer Grundriß der germanischen Philologie bis 1500*, hg. v. L.E. Schmitt, Bd. 2, Berlin 1971, S. 242-262
 - *Zur Heimatfrage des Ahd. Tatian. Das Votum der Handschriften*, AION, Sez. Germanica 14 (1971) 7-104
 - *'Tatian' und Fulda. Die St. Galler Handschrift und der Victor-Codex*, in: *Festschrift f. F. Tschirch*, Köln Wien 1972, S. 337-356
 - *Zum althochdeutschen Tatian? Marginalien zu einem 'Forschungsbericht'*, *Colloquia Germanica* 1973, H.1, S. 55-57
 - *Die Einwirkung des Fuldischen Evangelientextes auf den ahd. 'Tatian'*, in: *Festschrift f. K. Langosch*, Darmstadt 1973, S. 256-308
 - *Ms. Junius 13 und die verschollene Tatian-Hs. B. Präliminarien zur Überlieferungsgeschichte des ahd. Tatian*, PBB/T 95 (1973) 13-125
 - *Art. Heliand*, in: *Dizionario Critico della Letteratura Tedesca*, diretto da S. LUPI, Torino 1976, Vol. 1, pp. 480-485
- ROOTH, E., *Über die Heliandsprache*, in: *Festgabe f. Th. Frings*, Berlin 1956, S. 40-79; jetzt in: WdF 321, Darmstadt 1973, S. 200-246
- ROTH, F.W.E. u. SCHRÖDER, E., *Althochdeutsches aus Trier*, ZDA 52 (1910) 169-182

- RUPP, H., *Der Heliand. Hauptanliegen seines Dichters*, DU 8 (1956) 28-45; jetzt in: WdF 321 Darmstadt 1973, S. 247-269
- *Leid und Sünde im Heliand und in Otrfrids Evangelienbuch*, PBB/H 78 (1956) 421-469 und 79 (1957) 336-379
 - *Forschung zur althochdeutschen Literatur 1945-1962*, DVjs 38 (1964); gesondert: Stuttgart 1965
- SCHIED, D.H., *The Heliand Structure: An Individual Fit Analysis*. Diss. University of Kansas 1974/75
- SCHMELLER, J.A., *Heliand oder die altsächsische Evangelien-Harmonie*. 1. Liefg. Text, München, Stuttgart u. Tübingen 1830
- *Heliand oder die altsächsische Evangelien-Harmonie*. 2. Liefg. Wörterbuch und Grammatik nebst Einleitung und zwei Facsimiles, München, Stuttgart und Tübingen 1840
- SCHMID, K., *Personenforschung und Namenforschung am Beispiel der Klostergemeinschaft von Fulda*, FMST 5 (1971) 235-267
- SCHMOOCK, P., *Patientia. Die Terminologie des Duldens in der Leid-Synonymik der ae. und as. Epik. Semasiologische Studien zum Christianisierungsprozeß des germ. Wortschatzes*, Kiel (Diss. Masch.) 1966
- *Patientia. Zum Christianisierungsprozeß des Wortschatzes der altenglischen und altsächsischen Epik*, in: *Festschrift f. G. Cordes*, Neumünster 1976, Bd. II, S. 322-353
- SCHOTTMANN, H., *Die Darstellung des Sündenfalls in der Altsächsischen Genesis*. *Literaturwiss. Jb. N.F.* 13 (1972) 1-11
- SCHRAMM, P.E., *Karl der Große*, HZ 198 (1964) 519
- SCHRÖDER, W., *Grenzen und Möglichkeiten einer althochdeutschen Literaturgeschichte* (Berichte über die Verhdlgn. d. Sächs. Akad. d. Wiss. zu Leipzig, Phil.-histor.-Kl., Bd. 105, H.2), Berlin 1959
- SCHWAB, U., *Zur zweiten Fitte des Heliand*, in: *Mediaevalia litteraria*, *Festschrift f. H. de Boor*, München 1971, S. 67-117
- *Eva reicht den Todesbecher. Zur Trinkmetaphorik in altenglischen Darstellungen des Sündenfalles*, in: *Atti dell'Accademia Peloritana dei Pericolanti dell'Università degli Studi di MESSINA*, Annata 1973, S. 7-118
 - *Ansätze zu einer Interpretation der altsächsischen Genesisdichtung*, AION, Sez. Germanica 17, *Filologia Germanica* (1974) 111-186; 18 (1975) 7-88 und 19 (1976) 7-52; 20 (1977) = 4 Teile
 - *Die Fragmente der altsächsischen Genesis*. Photographische Wiedergabe, Transkription, Übersetzung, Einleitung (Reihe Litterae), Göttingen 1975 (geplant)
- SIEMES, H., *Beiträge zum literarischen Bild Kaiser Ludwigs des Frommen in der Karolingerzeit*, Diss. Freiburg i. Br. 1966
- SEHRT, E.H., *Vollständiges Wörterbuch zum Heliand und zur altsächsischen Genesis* (Hesperia, 14), Göttingen 1925, ²1966

- SIEVERS, E., *Heliand* (Germ. Handbibl., IV), Halle 1878; zuletzt als: Titelaufgabe vermehrt um das Prager Fragment des Heliand und die Vaticanischen Fragmente von Heliand und Genesis. Anhang mit Nachwort von E. Schröder, Halle Berlin 1935
- *Der Heliand und die angelsächsische Genesis*, Halle 1875
- SIMON, W., *Zur Sprachmischung im Heliand*, Berlin 1965
- SONDEREGGER, St. u. Burger, H., *Althochdeutsche Literatur*, in: *Kurzer Grundriß der germanischen Philologie bis 1500*, hg. v. L.E. Schmitt, Bd. 2., Berlin 1971, bes. S. 327
- STAPEL, W., *Der Heliand. Übertragen...*, München 1953
- STEINMEYER, E.v., *Die kleineren althochdeutschen Sprachdenkmäler*, Berlin Zürich 21963
- TAEGER, B., *Zahlensymbolik bei Hraban, bei Hincmar - und im 'Heliand'?* (MTU, 30), München 1970
- VICKEREY, J.F., *Genesis B: A New Analysis and Edition*. Unpubl. Doct. Diss., Indiana Univ. 1960
- WADSTEIN, E., *Kleinere altsächsische sprachdenkmäler mit anmerkungen und glossar*, Norden u. Leipzig 1899
- WEBER, C.A., *Der Dichter des Heliand im Verhältnis zu seinen Quellen*, ZDA 64 (1927) 1-76
- WERINGHA, J.v., *Heliand and Diatessaron*, Assen 1965
- WINDISCH, E., *Der Heliand und seine Quellen*, Leipzig 1868
- WOLF, A., *Beobachtungen zur ersten Fitte des Heliand*, NdJb 98/99 (1975/76) 7-21
- ZANGEMEISTER, K. u. Braune, W. (Hgg.), *Bruchstücke der altsächsischen Bibeldichtung aus der Bibliotheca Palatina*, Neue Heidelberger Jahrbücher IV (1894) 205-94 (mit 6 Faksimile-Tafeln)

Abkürzungen für Sammelwerke, Reihen und Zeitschriften

ADA	Anzeiger für deutsches Altertum (und deutsche Literatur)
AION	Annali Istituto Universitario Orientale Napoli
ATB	Altdeutsche Textbibliothek
CCL	Corpus Christianorum. Series Latina
DPhiA	Deutsche Philologie im Aufriß
FF	Forschung und Fortschritte
FMST	Frühmittelalterliche Studien
GRM	Germanisch-Romanische Monatsschrift
HZ	Historische Zeitschrift
LB	Leuvense Bijdragen
MGB	Münchener Germanistische Beiträge
MLN	Modern Language Notes
MTU	Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters
NdJb	Niederdeutsches Jahrbuch
NdKb	Niederdeutsches Korrespondenzblatt

NdM	Niederdeutsche Mitteilungen
NdW	Niederdeutsches Wort
NTS	Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap
PBB	(Paul-Braunes) Beiträge (zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur)
(H,T)	(seit 1955: H = Halle, T = Tübingen)
RES	Review of English Studies
RL	Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, 2. Aufl. hg. v. W. Kohlschmidt und W. Mohr
WdF	Wege der Forschung. Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt
ZDA	Zeitschrift für Deutsches Altertum (und Deutsche Literatur)
ZDPb	Zeitschrift für Deutsche Philologie
ZvglSF	Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiet der indogermanischen Sprachen